



**University of
Zurich^{UZH}**

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2015

Einleitung

Bernet, Brigitta ; Tanner, Jakob

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-122839>

Book Section

Published Version

Originally published at:

Bernet, Brigitta; Tanner, Jakob (2015). Einleitung. In: Bernet, Brigitta; Tanner, Jakob. Ausser Betrieb : Metamorphosen der Arbeit in der Schweiz. Zürich: Limmat, 7-38.

AUSSER BETRIEB

METAMORPHOSEN DER ARBEIT IN DER SCHWEIZ

HERAUSGEGEBEN VON BRIGITTA BERNET
UND JAKOB TANNER

Mit Beiträgen von Céline Angehrn, Brigitta Bernet, Iris Blum, Flurin Condrau, Gioia Dal Molin, Andreas Fasel, Urs Germann, Thomas Hengartner, Niklaus Ingold, Simona Isler, Christian Koller, Martin Lengwiler, Marina Lienhard, Eva Lüthi, Nicole Peter, Matthias Ruoss, Anja Suter, Jakob Tanner, Carola Togni, Adrian Zimmermann und einem Schlusswort von Marcel van der Linden

Eine Publikation des Schweizerischen Sozialarchivs

2015
Limmat Verlag
Zürich

AUSSER BETRIEB

METAMORPHOSEN DER ARBEIT IN DER SCHWEIZ

BRIGITTA BERNET UND JAKOB TANNER

«Perlen ist ein Dorf, das ganz der Fabrik gehört», lautet der Titel einer Fabrikreportage, die der Schweizer Historiker und Schriftsteller Niklaus Meienberg im Jahr 1985 veröffentlichte.¹ Das Papierunternehmen, das damals rund 550 Angestellte beschäftigte, war die Namensgeberin eines Fabrik-Dorfes, das ab 1873 als zentralschweizerische *Company Town* auf der Grenze der zwei Luzerner Gemeinden Root und Buchrain aufgebaut wurde. Wichtig für die Standortwahl war die Wasserkraft. Der drei Kilometer lange, schnurgerade «Kanal von Perlen», mit dem Reuss-Wasser durch die Turbinen geleitet wurde, stellt einen markanten Einschnitt in die Flusslandschaft dar. Für die Holzzufuhr und den Abtransport des Papiers wurde eigens eine Eisenbahnlinie erstellt. In der Entstehung des Dorfes griffen Betriebs- und Sozialordnung eng ineinander. Hier wohnte grossmehrheitlich die Fabrikbelegschaft. Weit über das Privateigentum an den Produktionsmitteln hinaus war die dörfliche Siedlung im Besitz der «Fabrik»: Ihr gehörten die allermeisten Gebäude, die Betriebswohnungen und Mietskasernen, ein Wohlfahrts- und ein Ledigenhaus ebenso wie zwei Landwirtschaftsbetriebe, Pflanz- und Schrebergärten, die Produktionsgebäude selbst sowie ausgedehnte Baulandreserven. In der Zwischenkriegszeit schenkte das Unternehmen das Grundstück für ein neues katholisches Kirchengebäude. Auch am Bau von Schule, Strassen, Brücken, einem Vereinslokal und der Kanalisationsanlage war es wesentlich beteiligt. Niklaus Meienberg stellte Perlen als einen Super-Betrieb dar, als einen Ort, an dem der arbeitende Mensch lebt, wohnt, sich ernährt, sich vermehrt und stirbt.²

Wie noch zu zeigen ist, wurde dieses Bild einer totalen Institution, das Meienberg evoziert, in seiner Reportage buchstäblich demontiert. Das vorliegende Buch macht diese «Dezentrierung» zum Thema. «Ausser Betrieb» rückt die Metamorphosen der Arbeit in der Schweiz in eine neue Forschungsperspektive. In dieser Einleitung zeichnen wir Aufstieg, Stabilisierung und Erosion der «betriebskapitalistischen» Form der Arbeit im 19. und 20. Jahrhundert nach. Die erste Passage situiert den Umbruch, den Meien-

berg in seiner Reportage schildert, vor dem Hintergrund der gegenwärtigen «Krise der Arbeit». In einer *longue durée* blenden wir anschliessend zurück auf den Prozess, in dem sich die lange unhinterfragte und scheinbar natürliche Vorstellung von Arbeit – als im Betrieb geleistete «Normalerwerbsarbeit» – historisch durchsetzte. Der darauffolgende Teil fokussiert auf die Zeit «nach dem Boom» und skizziert die Veränderungen, denen die Formen und Deutungen von Arbeit seither unterlagen. In den letzten zwei Passagen diskutieren wir die «Dezentrierung des Betriebs» als historische Forschungsaufgabe und stellen die einzelnen Beiträge vor.

SPRENGUNG IM FABRIKDORF

Meienbergs Perlen-Porträt lehnte sich lose an die Fabrikreportagen und Arbeiteruntersuchungen an, wie sie von Günter Wallraff in der BRD, aber auch von italienischen Autoren (etwa bei Fiat und Olivetti) realisiert worden waren.³ Im Unterschied zur damals ebenfalls aufstrebenden Tradition der *Community History* (Grabe, wo du stehst, Geschichte von unten), die nach Spuren vergangener Industrieareale und Lebensrealitäten suchte, setzten die Reportagen auf eine empirisch hochauflösende Beschreibung der Gegenwartsgesellschaft. Sie interessierten sich für den Wandel der modernen kapitalistischen Industriegesellschaft, der sich vor aller Augen abspielte und zugleich kaum bemerkt wurde. Anhand der porträtierten Fabriken dokumentierten sie den krisenhaften Transformationsprozess, in dem sich einzelne Produktionsstandorte, aber auch ganze Wirtschaftsregionen befanden. Wie Ethnografen, die mit ihrer Feldforschung meist dann zur Stelle waren, wenn die untersuchten Kulturen ihre Bestandesvoraussetzungen zu verlieren drohten, setzten die «externen» – sozialwissenschaftlichen und historischen – «Fabrikbesichtigungen» in der Schweiz zu einem Zeitpunkt ein, als das Paradigma des Industriebetriebs seinen Zenit bereits überschritten hatte.⁴

Seit den 1980er-Jahren erodierten die traditionellen Hochburgen der Industrieproduktion und mit ihnen auch die hochmechanisierte Massenproduktion, wie sie sich seit der Zwischenkriegszeit herausgebildet und wie sie in den *trente glorieuses* (den drei Wachstumsjahrzehnten zwischen 1945 und 1975) vorgeherrscht hatte. Dieser Strukturwandel war in der Schweiz besonders kritisch, zählte sie doch noch in den 1960er-Jahren zu den Ländern mit einem besonders hohen Anteil an Beschäftigten im gewerblich-industriellen (dem sogenannten zweiten) Sektor.⁵ Die Schweiz war eine geradezu exemplarische Industriegesellschaft, in der die wichtigsten Städte und ganze Regionen auf Gedeih und Verderb von den vor Ort tonangebenden Unternehmen abhängig waren. Nestlé in Vevey, die BBC in Baden-Wettingen, Sulzer

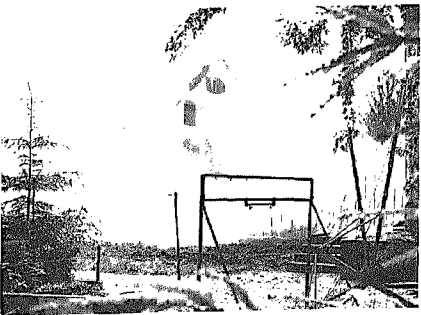
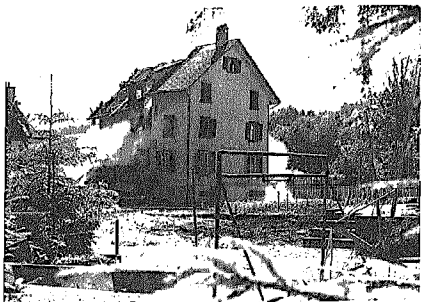
und Rieter in Winterthur, Alusuisse in Neuhausen und Sieders, die SIG in Schaffhausen, Ciba, Geigy, Sandoz und Hoffmann La Roche in Basel, Bühler in Uzwil, Von Roll in Gerlafingen, Saurer in Arbon: In diesen Verbindungen von Städte- und Firmennamen äusserte sich im Selbstverständnis der Zeitgenossinnen und Zeitgenossen das Erfolgsrezept solider «Schweizer Unternehmen» und einer selbstbewussten Exportnation. Dasselbe zeigte sich in Industrieregionen wie dem *arc jurassien*, in dem sich Dutzende von Uhrenfirmen von weltweiter Reputation konzentrierten.

Der Rückbau der industriellen Organisations- und Siedlungsstrukturen verlief disparat und wenig sichtbar. Niklaus Meienberg verfügte jedoch über ein ausgeprägtes Sensorium für unmerkliche Übergänge. Als er Mitte der 1980er-Jahre im Fabrikdorf eintraf, registrierte er eine Ästhetik des Verschwindens. Er schilderte einen untergehenden Fabrik-Kosmos. Das Zentrum seiner Reportage bildete eine Reihe leerstehender Arbeiterhäuser der Papierfabrik, die zum Abriss freigegeben war. Einheimische montierten daraus die letzten verwertbaren Gegenstände ab – Türen, Fenster, Armaturen – und trugen sie fort. Später gingen die Sprengstoffexperten des Militärs ans Werk. Von Schaulustigen mitverfolgt und von den beteiligten Offizieren, Unteroffizieren sowie dem Liegenschaftsverwalter der Papierfabrik mit einem «Sprengtrunk» begossen, verbreitete der Instant-Abbruch indes nicht nur Festtagslaune. Meienberg zeichnete das Bild von Zuschauerinnen und Zuschauern, deren Gesichtszüge in der abziehenden Staubwolke langsam wieder hervortraten. Sein Blick fiel auf eine alte Frau, welche die im Trümmerhaufen stehen gebliebene Hälfte des Hauses nachdenklich betrachtete und hinaufschaute zum «noch immer gut erhaltenen Kachelofen, der ihre Wohnung 46 Jahre lang geheizt hatte»⁶.

Das Objekt der Sprengung, die Meienberg schilderte, war die gebaute Seite der «betrieblichen Sozialpolitik»⁷. Diese – von Patrons und Management gleichermaßen vorangetriebene – Führungsstrategie war seit dem Ersten Weltkrieg das Rückgrat des Industriekapitalismus und des «Schweizer Unternehmens». Sie zielte auf die Herausbildung einer sesshaften, loyalen Stammebelegschaft mit geringer Streikneigung. Sie umfasste ein weites Spektrum von Massnahmen, das die Bindung der Arbeiterschaft an den Betrieb erhöhen sollte. Es reichte vom Bau von Arbeiterwohnungen oder Wohlfahrts-häusern über den Unterhalt betriebseigener Kinderkrippen, Bibliotheken und Kantinen bis hin zu «Betriebskassen», die der beruflichen Altersvorsorge («Pensionskassen»), der Absicherung bei Arbeits-

Sprengung eines Arbeiterhauses an der Dorfstrasse 1 in Perlen, 21. Juni 1985.





losigkeit und der betrieblichen Fürsorge dienten. Betriebliche Sozialpolitik war der Katalysator einer unternehmerischen *Corporate Governance*, deren Kennzeichen eine starke Bindung von Kapital und Arbeit, der Einbezug der Gewerkschaften in sozialpartnerschaftliche Beziehungen, ein geringer Abhängigkeitsgrad des Produktionsbetriebs von internationalen Kapitalmärkten und die Kontrolle durch Vertreter einer nationalen Elite waren.⁸ Mit der Bildung von «stillen Reserven» wurden die innere Wertschöpfung und Krisenresistenz der Unternehmen erhöht und gleichzeitig Steuern «optimiert». Resultat war eine wirtschaftliche «Festung Schweiz», die wichtige Firmen vor unfreundlichen Übernahmen aus dem Ausland schützen sollte und die sich gut in das staatspolitische Reduit-Denken einfügte.⁹

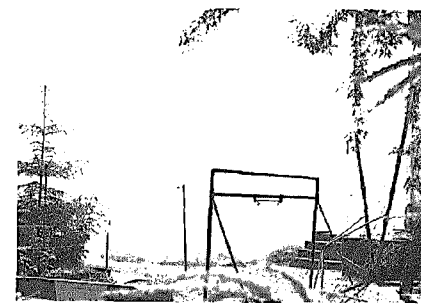
Über Jahrzehnte als Erfolgsmodell gewertet, gelangte dieses Arrangement seit dem weltweiten – und in der Schweiz besonders ausgeprägten – wirtschaftlichen Kriseneinbruch Mitte der 1970er-Jahre an seine Grenzen. Neue Anpassungszwänge und Gewinnchancen ergaben sich aus der Internationalisierung der Produktion, der Abnahme von Handelsschranken und der Öffnung neuer Märkte, aber auch infolge einer Liberalisierung der globalen Devisen- und Finanzmärkte nach der Aufkündigung des Bretton-Woods-Systems im Jahr 1973. Seit den 1980er-

Jahren war eine verstärkte «Finanzialisierung» der Unternehmen zu beobachten.¹⁰ In steigendem Masse wurden Profite nun über Finanz- und Rohstoffmärkte und nicht mehr vornehmlich durch Produktion generiert.¹¹ Im Zeitalter der «Globalisierung» setzte sich ein postindustrieller Kapitalismus durch, der zwar einerseits weiterhin auf der – jetzt zunehmend spezialisierten und erneut rationalisierten – Betriebsproduktion basierte, andererseits aber dazu überging, industrielle Strukturen als Teil seiner Kapitalverwertungsstrategie zu «kannibalisieren».

Ein diesbezüglich markantes Beispiel war Sulzer in Winterthur. Ende der 1980er-Jahre wurde der Konzern gewinnbringend zerlegt, «filetiert» und so weit abgebaut, dass ein Vierteljahrhundert später nur mehr vier Prozent

der ehemaligen Beschäftigten unter dem Firmennamen Sulzer in Winterthur arbeiteten.¹² Wie auf vielen ehemaligen Industriearealen entstanden auch hier neue Wohn- und Arbeitsgebiete, die für Immobilieninvestoren interessante Perspektiven boten.¹³ In der gleichen Zeit bildeten sich Versicherungskonzerne, in denen die einstigen Fabrikassen und betrieblichen Sozialeinrichtungen in grosser Zahl zusammengefasst und in Märkte integriert wurden.¹⁴ Die Finanzialisierungsprozesse veränderten keineswegs nur die Dienstleistungsberufe im Banken- und Versicherungssektor, sondern hatten massive Rückwirkungen auf den ersten und den zweiten Sektor. Durch den neuen Stellenwert der Börse erhielt die Forderung Auftrieb, dass die Wertpapierbesitzer in den vollen Genuss der Erträge kommen müssten, die sich mit einem Unternehmen erzielen lassen, und dass einzig der maximale Aktiengewinn – der Shareholder Value – relevant für eine erfolgreiche Unternehmenspolitik sei. Aus dieser Perspektive erwiesen sich die Programme der «betrieblichen Sozialpolitik», die an den Betrieb gebundenen «stillen Reserven» und die nationale Kontrolle des Eigentums als unnötige Einschränkungen der Renditeoptimierung. Gerade die umfangreichen stillen Rücklagen waren es aber, die Schweizer Unternehmen für Investoren zu attraktiven Übernahmeobjekten machten.¹⁵

Vor diesem Hintergrund versinnbildlichte die Sprengung der Arbeiterhäuser in Perlen die Befreiung des Kapitals von seinen betrieblichen Fesseln – oder zumindest eine Lockerung dieser Bindungen. Für die langjährige Bewohnerin des Mietshauses eine Erfahrung von Verlust und Sinnlosigkeit, war der Akt aus Sicht des Unternehmens eine durchaus «schöpferische Zerstörung», die neue Geschäftsfelder eröffnete. In Meienbergs Reportage kündigte sich das Kommende in einem vom Unternehmen neu gebauten Wohnhochhaus («Sternhaus») an, das eine bessere Aussicht, aber auch viermal höhere Mieten aufwies als die Arbeiterhäuser. Wie andere Schweizer Unternehmen spaltete die Papierfabrik den Immobilienbereich in den 1990er-Jahren in eine Tochtergesellschaft ab («Perlen Immobilien AG»). Im Jahr 2003 fusionierte sie mit der Chemie Uetikon AG zur Unternehmensholding CPH Chemie+Papier und ging an die Börse.¹⁶ Unternehmensumstrukturierungen



in Form von Fusionen, Outsourcing oder Downsizing entsprachen einem allgemeinen Trend. Dank Umzonungen und Sondernutzungsplanungen wurden ehemalige Industrieareale zunehmend zu Wohn-, Freizeit-, Einkaufs- oder Dienstleistungszwecken genutzt. Ende der 1980er-Jahre wuchsen die Immobilien- und Finanzmärkte enger zusammen. Dies äusserte sich im breiten Angebot von Immobilienfonds, von kotierten und nicht kotierten Immobiliengesellschaften wie auch von strukturierten Immobilienprodukten, die Anleger aus Gründen der Risikodiversifikation als gute Beimischungen zu einem Portfolio schätzten.¹⁷

Das Geschäft mit Immobilien und stillgelegten Fabrikarealen bringt beispielhaft zum Ausdruck, dass sich die unternehmerische Wertschöpfung in der Schweiz aus dem betrieblichen Produktionsarrangement heraus verlagerte. Deutlich wurde dies u.a. auch darin, dass Ende der 1990er-Jahre die von Aktienbesitzern an der Börse verzeichneten Wertsteigerungen erstmals die gesamten Einkommen durch Erwerbsarbeit überstiegen. Die Frage, ob sich Arbeit überhaupt noch lohnt, wurde virulent. Und da gleichzeitig immer mehr Menschen aus persönlichen, konjunkturellen oder strukturellen Gründen aus Arbeitsprozessen herausfielen und auf Sozialleistungen angewiesen waren, stand die Frage nach der Integrationsfähigkeit der «Arbeitsgesellschaft» erneut zur Diskussion. Was sich ebenfalls veränderte, war das Profil der Arbeit. Parallel zur Auslagerung der Industrieproduktion in Niedriglohn- und Schwellenländer setzte eine Tertiärisierung der Lohnarbeit ein, die immer stärker von Kommunikations- und Informationstechnologien geprägt war.¹⁸ Auch in der Schweiz kam es zu einer Vermischung von Dienstleistungen und Industriearbeit und damit auch zu einer Auflösung traditioneller Berufsrollen und Arbeitsmodelle. Gleichzeitig wurde das Unternehmen als Lernort der Gesellschaft entdeckt. Mit Blick auf die unternehmerischen Flexibilitätserfordernisse ertönte in der Politik der Ruf nach neuen Formen eines «perennierenden» (d. h. ausdauernden) beruflichen Lernens. Mit *Lifelong Learning* und *Learning on the Job* sollten Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer in Stand gesetzt werden, polyvalente und multifunktionale Qualifikationsprofile zu erwerben und mit den rasch sich wandelnden Formen der Arbeit mithalten zu können.¹⁹ Ebenso wichtig wie die Entwicklung des «Humankapitals» durch Bildung und Qualifizierung wurde die Motivierung, Aktivierung und Mobilisierung des «Humanvermögens» der Angestellten. Die Reorganisation der betrieblichen Lohn- und Leistungs politik zielte auf eine «Umwandlung des Mitarbeiters zum Mitunternehmer». Praktisch wie ideologisch begann sich das Verständnis von Arbeit – ihrer Anforderungsprofile, Subjektivierungsformen und Kodifizierungen – vom Modell der betrieblichen «Normalarbeit» zu lösen.²⁰

ARBEIT IM BETRIEB

Mit der Ende des 18. Jahrhunderts von England ausgehenden Industriellen Revolution setzte der Fabrikbetrieb zu seinem Siegeszug an. Im Unterschied zum Kaufmanns-, Handels- oder Spekulationskapitalismus band sich das Kapital nun in erheblichem Mass an die Arbeitskraft.²¹ Die kapitalistischen Produktivkräfte materialisierten sich in hochmechanisierten, fabrikmässig organisierten Produktionsbetrieben, in denen eine wachsende Anzahl von Menschen gleichzeitig und regelmässig beschäftigt war. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts definierte Max Weber den «Betrieb» als «technische Kategorie», welche die «Art der kontinuierlichen Verbindung bestimmter Arbeitsleistungen untereinander und mit sachlichen Beschaffungsmitteln» kennzeichnet. Darüber hinaus galt ihm der Betrieb als zentrale Organisationsform der Moderne. Bei Weber sind die Trennung von Haushalt und Betrieb, die doppelte Buchführung (die ein eigenes Betriebsvermögen hervorbringt) und die permanente betriebliche Organisation formell freier Arbeit die Definitionsmerkmale des modernen Kapitalismus, der bei ihm folglich als «bürgerlicher Betriebskapitalismus» figuriert.²³

Die breite Durchsetzung des Betriebes lief parallel mit einer Neubewertung der Arbeit in einem doppelten Sinne. *Erstens* war der Rekurs auf die Produktivität und die wertschaffende Qualität der Arbeit für die Delegitimierung absolutistischer Regimes und ständischer Gesellschaften von zentraler Bedeutung. Dass allein die freie Arbeit den «Wohlstand der Nationen» in moralischer, zivilisatorischer und ökonomischer Hinsicht erhöhen könne, war ein Kernargument der Aufklärung. Die politischen Forderungen nach Freiheit und Demokratie bezogen ihre Dringlichkeit somit stets auch aus einem ökonomischen Argument: Arbeit war dann maximal produktiv, wenn die Arbeitsteilung hoch und die Berufswahl frei waren.²⁴ Der Glaube an die Möglichkeit menschlicher Selbstverwirklichung durch freie Arbeit nahm in der «Blütezeit des Kapitals» verschiedene Ausformulierungen an.²⁵ Die Arbeitswerttheorie, deren Ansätze sich schon bei Adam Smith finden, die David Ricardo in den 1820er-Jahren ausarbeitete und die Karl Marx in den 1860er-Jahren zum Grundstein seiner Kritik des Kapitals machte, nobilitierte Arbeit als exklusives Wertschöpfungsprinzip. Nicht mehr nur der Boden (wie bei den Physiokraten), auch nicht mehr die staatliche Aussenhandels politik (wie bei den Merkantilisten), sondern die Arbeit war Quelle aller Werte. Das Kapital eignete sich den durch Arbeit geschaffenen Mehrwert an und steigerte diesen durch die «reelle Subsumtion» der Arbeit, d. h. durch eine mit Produktivitätssteigerungen einhergehende «relative Mehrwertproduktion». Das Kapital dynamisierte die Produktivkräfte, es trieb die Entwicklung der Industrie voran, doch es haf-

tete ihm strukturell der Ruch der illegitimen Aneignung eines durch die Arbeit geschaffenen «Surplus» an.²⁶ Weit über Marx hinaus und auch in Fortentwicklung eines religiösen Arbeitsethos und bürgerlicher Lebensideale wurde die «produktive Arbeit» im ausgehenden 19. Jahrhundert aufgewertet.

Zweitens wurde die zuvor in das Haus, in die Zunft, in die Grund- und Gutsherrschaft des Landes eingebundene Arbeit «freigesetzt». Immer mehr Menschen suchten im 19. Jahrhundert einen Erwerbsarbeitsplatz ausserhalb des Familienhaushalts auf.²⁷ Die Familie und der Haushalt blieben zwar weiterhin wichtige Sphären der Wertschöpfung durch Arbeit. Doch hörten sie weitgehend auf, Orte der bezahlten Erwerbsarbeit zu sein. Als «Arbeit» galten nun vornehmlich Tätigkeiten, die zu einem steigenden Anteil von Männern ausserhalb des Hauses geleistet wurden. Das «Warenförmig-Werden» war gleichbedeutend mit einer ökonomischen Aufwertung der Arbeit und ihrer Engführung auf Lohnarbeit; auf Tätigkeiten also, die man verrichtete, um ein Einkommen zu erzielen, das den Lebensunterhalt ermöglichte.²⁸ Gegenläufig dazu büsste eine Reihe von Arbeiten – so etwa die Haus- und Familienarbeit wie auch all jene Tätigkeiten, die «freiwillig» und «ehrenamtlich» erfolgten – ihren Status als Arbeit teilweise oder ganz ein. Arbeit grenzte sich fortan dreifach gegenüber andern Zuständen ab: erstens gegenüber der Armut (aus der mittellose Menschen durch Fleiss und Arbeit entinnen konnten); zweitens gegenüber einer Vielzahl von Betätigungen, mit denen zwar gesellschaftliche Werte geschaffen, jedoch keine Einkommen generiert wurden, und drittens zum Spiel (insbesondere zum Wettspiel der Spekulation, das nun zum moralischen Gegenprinzip der Produktion absank).²⁹

Produktive, d. h. «richtige» Arbeit fand zunehmend im Betrieb – in Gewerbestätten, Manufakturen und Fabriken – statt. Als ein Ort der gewerblichen Produktion, im dem zeit- und kraftsparende Maschinen aufgestellt und in Betrieb gehalten wurden, verlangte die Fabrik nach körperlichen Vorrichtungen in einem arbeitsteilig organisierten Produktionsprozess. Anders als der alte Handwerksbetrieb beschäftigte die Fabrik eine Vielzahl von Menschen, die sich einer gänzlich neuen Zeit- und Arbeitsdisziplin unterwerfen mussten.³⁰ Männer, Frauen und anfangs auch Kinder arbeiteten bis zu vierzehn Stunden täglich für einen meist geringen Lohn. Die einschneidenden sozialen Folgen der fabrikbetrieblichen Produktionsweise wurden in der bürgerlichen Öffentlichkeit unter dem Stichwort «Pauperismus», im ausgehenden 19. Jahrhundert dann als «soziale Frage» verhandelt. Die Arbeiterbewegung, deren Formierung zunehmend auf den Erfahrungsraum des Betriebs bezogen war, deutete die nämlichen Phänomene in der Logik des Klassenkampfes. In der sozialistischen Lesart erschien der Indus-

triebetrieb als Verdichtungszone der Ausbeutung der Arbeitskräfte durch das Kapital.³¹

Im ausgehenden 19. Jahrhundert geriet die sozialdemokratische beziehungsweise sozialistische Arbeiterbewegung in den Bann eines weltanschaulichen Marxismus, der das Reden über Arbeit und auch ihre bildlichen Darstellungen ambivalent machte. Arbeit wurde im Kapitalismus ausgebeutet – im Sozialismus sollte sie herrschend werden. Aufgrund ihrer zentralen Rolle in der Dialektik von Unterdrückung und Befreiung besass Arbeit in der linken Ikonografie ein Janusgesicht;³² Auf der einen Seite sah man die Jammergestalt, die durch das Kapital wie eine Zitrone ausgepresst wurde. Der physisch prekarisierte Mensch machte eine ausbeuterische Produktionsweise sichtbar, welche die Schaffung wirtschaftlicher Reichtümer auf immer höherer Stufenleiter mit der Verelendung der Produzentinnen und Produzenten erkaufte und die damit einen fundamentalen Widerspruch offenbarte, an dem sie selber zugrunde gehen sollte. Als Quelle der Wertschöpfung erschien Arbeit aber immer auch als Triebkraft gesellschaftlicher Emanzipation. Diese andere Seite zeigte der «Held der Arbeit», der die Ketten sprengte und die Menschheit in eine neue Gesellschaft führte, in der eine Herrschaft von Menschen über Menschen nicht mehr möglich und auch nicht mehr notwendig war. Auch wenn die Ikonografie ambivalent ausfiel, dominierte doch die positive Referenz auf den «Wert der Arbeit»³³. Eine negative Bezugnahme auf Arbeit, wie sie Paul Lafargue in seinem Pamphlet «Lob der Faulheit» im Jahr 1883 formulierte, blieb in der Arbeiterbewegung die Ausnahme. Deren Ziel bestand in der Befreiung der Arbeit – durch staatliche Regulierungen und durch eine soziale Revolution.

Im *Fin de Siècle* (den Jahrzehnten um 1900) wurde Arbeit immer wichtiger für die interne Klassifizierung der Gesellschaft. Soziodemografische Merkmale wie Beruf, Einkommen oder Arbeitslosigkeit waren zentral, wenn Statistiken die Gesellschaft repräsentierten oder wenn Publizisten Kritik an ihr übten.³⁴ In modernen Interventions- und Sozialstaaten waren auch die Institutionen des Arbeitsrechts und der Sozialversicherung direkt auf Arbeit bezogen.³⁵ Die kategoriale Formalisierung der Arbeit durch die Sozialwissenschaften war Teil eines komplexen Prozesses, in dessen Verlauf juristische und administrative Institutionen, sozialpolitische Konzepte und unternehmerische Strategien zur Regulierung der Arbeit geschaffen wurden, die ihrerseits zur Institutionalisierung eines neuen Verständnisses von Arbeit beitrugen.³⁶

Die Schweiz war ein paradigmatischer Fall für diese Entwicklungen. Mit dem Glarner Fabrikgesetz von 1864 entstand ein international beachtetes Regulierungsmodell für die Fabrikarbeit. Zu einer landesweiten Regelung, die Normalarbeitszeiten und Schutznormen verbindlich festlegte und

die Betriebe unter staatliche Aufsicht stellte, kam es mit dem Eidgenössischen Fabrikgesetz von 1877/1878. Im Vorfeld hatte die «Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft» eine sozialwissenschaftliche Studie vorgelegt, welche die katastrophalen Arbeits- und Lebensverhältnisse der Fabrikarbeiterschaft unverblümt benannt und politischen Druck aufgebaut hatte. Mit dem neuen Gesetz schuf der Staat ein Fabrikinspektorat, das über die Zustände in den Produktionsbetrieben Bericht zu erstatten hatte. Damit und mit weiteren Bestimmungen – so mit der 1882 eingeführten Fabrikstatistik – griffen staatliche Instanzen erstmals in die innere Ordnung der Betriebe ein.³⁷ Verhältnismässig früh war das Engagement der Schweiz auch bei der Ausarbeitung internationaler Richtlinien zum Arbeiterschutz. 1901 entstand in Basel die «Internationale Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz», und 1906 wurde in Bern die internationale Konvention zum Verbot der Nachtarbeit von Frauen abgeschlossen, die als Markstein eines Arbeiterinnenschutzes galt, dessen frauendiskriminierende Wirkung damals noch kaum beachtet wurden. Alle diese Verrechtlichungsprozesse zielten auf die Regulierung eines «Normalarbeitstages» und der Erwerbsarbeit im modernen Industriebetrieb.³⁸

Gleichzeitig räumte die Schweiz der privatwirtschaftlichen Selbstregulierung und der unternehmerischen Selbstverantwortung stets grosse Freiheiten ein. Zu ihrer markoliberalen Rahmenpolitik passt auch die Pionierrolle der Schweiz bei der Durchsetzung von sogenannten Gesamtarbeitsverträgen.³⁹ Bei diesen kollektiven Arbeitsverträgen, die 1911 ins neue Obligationenrecht aufgenommen wurden, handelt es sich um schriftlich fixierte Absprachen (über Lohn, Arbeitszeit oder Friedenspflicht) zwischen Gewerkschaften und Unternehmen ohne staatliche Beteiligung. Auf derselben Linie lagen die Einrichtungen der «betrieblichen Sozialpolitik»: die freiwilligen Anstrengungen, die private Unternehmer für die Wohlfahrt ihrer Arbeiter unternahmen. Hierzu gehörten Arbeiterwohnungen, Kantinen, Fabrikärzte, Kindergärten, Betriebskrankenkassen und Pensionskassen ebenso wie Weihnachtsbescherungen und Firmenausflüge, finanzielle Gratifikationen (wie zum Beispiel ein 13. Monatslohn und Formen der Gewinnbeteiligung), Firmensport, berufliche Weiterbildungsmaßnahmen und – als institutioneller Ausdruck der an die betriebliche Sozialpolitik geknüpften unternehmenspolitischen Zielsetzung – die Arbeiterkommissionen, die seit den 1930er-Jahren eine zunehmend wichtigere Rolle in den «industriellen Beziehungen» spielten.⁴⁰ Insgesamt zielte die betriebliche Sozial- und Personalpolitik auf die Stärkung der «Betriebsgemeinschaft». Anders als die Arbeiterbewegung, die diese «goldenen Fesseln» ablehnte und stattdessen auf gesetzliche und arbeitsvertragliche Festlegungen drängte, priesen bürgerliche Politiker die freiwilligen Unterstützungsangebote als eine liberale Alternative zur staatlichen Sozialpolitik.

Staatliche Regulierungen wurden lange Zeit auf die Bereiche von Bildung und Berufsbildung, Arbeitsvermittlung, Berufsberatung und – über die Koppelung von Arbeits- und Aufenthaltsbewilligung – (Arbeits-)Migrationspolitik zurückgedrängt. Zu einer Bündelung kam es mit dem 1930 gegründeten Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit (BIGA), das aus der Fusion des Bundesamts für Industrie und Gewerbe mit dem Eidgenössischen Arbeitsamt hervorging. Im gleichen Zug wurden 1930 das Berufsbildungsgesetz und das darauf basierende amtliche Berufsverzeichnis verabschiedet.⁴¹ Erst in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg setzte mit den «Wirtschaftsartikeln» in der Bundesverfassung und der Alters- und Hinterbliebenenversicherung (die 1947 in derselben Volksabstimmung angenommen wurden) ein Ausbau des Sozialstaates und der Verbandsdemokratie ein. In der auf Konsens ausgerichteten Prosperitätskonstellation der Nachkriegszeit stabilisierte sich ein System von standardisiertem Erwerbseinkommen und standardisierten Sozialleistungen, dessen Ausgangspunkt das Leitbild der «Normalerwerbsbiografie» war: die kontinuierliche Gliederung des Arbeitslebens in die drei Phasen Ausbildung, Erwerbsarbeit und Ruhestand. Als Rollenmodell diente der männliche, verheiratete Facharbeiter. An dieser Norm orientierte sich auch die bürgerliche Frauenbewegung. In den 1950er-Jahren propagierte sie mit dem «Dreiphasenmodell» (Ausbildung und Beruf, Mutterschaft und Familie, Wiedereinstieg in den Beruf) ein geschlechtsspezifisches Gegenstück, das die männliche Norm ebenso ergänzte wie stärkte.⁴² Weiter gefestigt wurde das Ideal der «Normalarbeit» mit dem Inkrafttreten der Invalidenversicherung im Jahr 1960, dem 1972 angenommenen (aber erst 1985 umgesetzten) Obligatorium der «zweiten Säule» (Pensionskasse) und der Einführung der obligatorischen Arbeitslosenversicherung im Jahr 1976.

Die kollektive Organisation der Arbeit brachte es mit sich, dass der Arbeitnehmer nicht mehr bloss für seinen Arbeitgeber arbeitete, sondern mit einem Teil seiner Arbeit nun auch seine soziale Sicherheit finanzierte. Umgekehrt bildete ein festes Arbeitsverhältnis in Form einer Anstellung eine Grundvoraussetzung der gesellschaftlichen Integration. Weit über ihre wirtschaftliche Bedeutung hinaus wurde die Erwerbsarbeit im 20. Jahrhundert zum Knotenpunkt einer nationalen Ordnung, deren sozialstaatliches System sich wesentlich über die Beiträge der Arbeitnehmer und der Arbeitgeber finanzierte. Sie gerann zum Referenzwert von Moral und Erziehung und wurde zum kulturellen Orientierungspunkt einer Gesellschaft, die sich entsprechend als «Arbeitsgesellschaft» beschrieb.⁴³

Von der wachsenden wirtschaftlichen und sozialen Bedeutung der betrieblichen Arbeit zeugte auch ein gestiegenes wissenschaftliches Interesse. Im ausgehenden 19. und im 20. Jahrhundert wurde die Industriearbeit zum

Gegenstand verschiedener Disziplinen und Forschungszugänge.⁴⁴ Während die Psychiatrie und die Pädagogik Arbeit in ihre Erziehungs- und Therapiekonzepte einbauten («Arbeitstherapie», «Erziehung zur Arbeit»), ermöglichten die Arbeitswissenschaft, die Ermüdungsforschung und die Ernährungslehre einen neuen Zugriff auf den arbeitenden Menschen. In Anlehnung an die Sprache der Thermodynamik wurde der Körper des Arbeiters physikalisch-physiologisch interpretiert; unter Verwendung von Konzepten aus dem *Scientific Management* Frederik W. Taylors konnten Rationalisierungsstrategien operativ gemacht werden. Die Vorstellung, dass sich die Produktivität des «menschlichen Motors» durch optimierte Formen der Arbeitsorganisation immens steigern liess, war weit über die Unternehmensebene hinaus von Interesse und löste nach dem Ersten Weltkrieg europaweit einen US-amerikanisch inspirierten *Efficiency Craze* aus. Die Betriebswirtschaftslehre (BWL), die sich in den 1920er-Jahren universitär etablierte, versuchte Wege aufzuzeigen, wie sich das unternehmerische Profitstreben in der betrieblichen Produktion mit den Forderungen der Gewerkschaften nach höheren Löhnen («Massenkaufkraft») vereinbaren liess.⁴⁵ Zwar war es in der Nationalökonomie lange umstritten, ob die BWL als wirtschaftliche Disziplin gelten könne. Der Betrieb erschien hier vielmehr als ein Sonderraum, der aus der Marktwirtschaft herausgelöst war und in dem die Gesetze von Nachfrage und Angebot nicht frei spielten.⁴⁶

Als in den 1950er-Jahren erstmals Fachsystematiken erschienen, die den Betrieb zur zentralen Grösse der Produktionswirtschaft erklärten – und das Unternehmen im gleichen Atemzug zur bloss juristischen Erscheinungsform des Betriebs degradierten –, löste dies in der BWL einen eigentlichen «Methodenstreit» aus.⁴⁷ Angesichts der zentralen Rolle, die dem Betrieb in wirtschaftlicher ebenso wie in sozialer und kultureller Hinsicht mittlerweile zukam, verlor die Diskussion indes an Bedeutung. Mit der forcierten Mechanisierung und Automatisierung der Industrieproduktion durch das Fließband erhielt die Idee einer produktivitätsbasierten Interessenkonvergenz zwischen Kapital und Arbeit neuen Auftrieb. Gleichzeitig brachte der Betrieb Subjektivierungsformen hervor, welche die Akzeptanz der betrieblichen Arbeit als der dominanten Beschäftigungsform weiter steigerten. Bereits der «betriebsame Mensch», wie ihn Sigfried Kracauer in den 1930er-Jahren zeichnete, deutlicher aber der «organization man», den William Whyte Ende der 1950er-Jahre kritisch schilderte, gehören zu den neuen Persönlichkeitstypen, die mit der betriebsförmigen Arbeit in Verbindung standen.⁴⁸ Whytes «Mann der Organisation» oder «Gruppenmensch» war kein Arbeiter im üblichen Sinn, sondern ein Angehöriger der Mittelschicht. Wie der amerikanische Soziologe hervorhob, fand Arbeit (in Firmen ebenso wie in der Bürokratie) immer häufiger in Grossbetrieben statt. Als Folge davon würde die

Lebens- und Denkweise der mittelständischen Berufsschichten – Manager, Techniker, Wissenschaftler, Offiziere, Geistliche, Ärzte, Juristen usw. – zunehmend im Interesse dieser Organisationsform umgeprägt und geformt. Auch in den Wirtschaftswissenschaften griff der Produktionsbetrieb um sich. Mit der «neuen Haushaltstheorie», die Mitte der 1960er-Jahre durch den neoliberalen Ökonomen Gary Becker lanciert wurde, setzte eine Aufwertung der Haushalte zu «kleinen Fabriken» ein.⁴⁹ In den 1970er-Jahren prägte der fabrikmässig organisierte Betrieb den sozialen Erwartungs- und Orientierungshorizont in einem derart hohen Mass, dass kritische Beobachterinnen und Beobachter verallgemeinernd von einer «Fabrikgesellschaft» sprachen.⁵⁰

In der Schweiz blieb die Fabrik in eine bipolare Geschlechterordnung eingeordnet. Die langanhaltende wirtschaftliche Prosperität und die rasche Verbreitung von Gesamtarbeitsverträgen hatten in der Nachkriegszeit die Grundlage für eine fast reibungslos funktionierende bipartite Sozialpartnerschaft geschaffen, die weitgehend auf gesetzliche Regelungen verzichtete. Der «Arbeitsfriede» wurde mittels einer Verklärung des Friedensabkommens in der Metall- und Maschinenindustrie von 1937 zum Mythos hochstilisiert.⁵¹ Das sozialfriedliche, weitgehend institutionalisierte *Bargaining* auf dem Arbeitsmarkt verstärkte zusammen mit dem Einbezug der Sozialdemokratie in die sogenannte Konkordanzdemokratie die politische Stabilität. Mit Blick in den historischen Rückspiegel auf die Krisen- und Kriegszeit der 1930er- und beginnenden 1940er-Jahre erschien die Hochkonjunktur der 1950er- und 1960er-Jahre als eine glückliche Zeit. «Schöne Heimat, frohe Menschen», verkündeten sozialdemokratische Wahlplakate um 1960, und: «Der einst erniedrigte Proletarier ist zum selbstbewussten Bürger geworden», der mit seiner Familie teilhatte am Wohlstand.⁵² In dieser Phase des Konjunkturaufschwungs und des Wirtschaftswunders konsolidierte sich die kapitalistische Produktionsform des Fordismus. Massenproduktion und Massenkonsum waren über das Modell der Kleinfamilie vermittelt, das auf einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung zwischen Mr. Breadwinner und Mrs. Consumer basierte. Im Übergang von den 1950er- zu den 1960er-Jahren erreichte die betrieblich organisierte, männlich dominierte Erwerbsarbeit ihr höchstes Sozialprestige.⁵³

AUSSER BETRIEB: NEUE ARBEITSFORMEN UND ARBEITSDEUTUNGEN

Dieses Selbstbild einer paternalistischen Arbeits- und Konsumgesellschaft wurde seit Ende der 1960er-Jahre durch die Neue Frauenbewegung herausgefordert und in der Wirtschaftskrise ab 1974 fundamental erschüttert. Symptomatisch dafür war der Schock im Frühjahr 1978, als die Reifenfabrik

Firestone in Pratteln bei Basel erklärte, dass der Betrieb «wegen hoher Produktionskosten und teurem Frankenkurs» eingestellt werden müsse. Auf solche Botschaften war zum damaligen Zeitpunkt niemand vorbereitet. Nicht die 620 Arbeiterinnen und Arbeiter, die aus heiterem Himmel und ohne Sozialplan arbeitslos wurden. «Statt Treu und Glauben – Lug und Trug aus USA», skandierten sie gegen die Chefs des US-Konzerns. Dass diese trotz vollausgelasteter Produktion, trotz freiwilligen Lohnverzichts der Belegschaft und trotz des fest vereinbarten Mitspracherechts der Belegschaft bei Kündigungen die Fabrik kompromisslos schlossen, stiess auch in der Politik auf Unverständnis. Entgegen allen vorgängigen Zusagen war die Regierung von Basel-Landschaft nicht über die Produktionseinstellung informiert worden. Daraufhin reiste eine Delegation aus Regierungsvertretern nach Akron/Ohio und legte der US-Konzernspitze einen Sanierungsplan für das Pratteler Werk vor – ein Rettungsversuch, der indes auf ganzer Linie scheiterte. In der öffentlichen Wahrnehmung widersprach dieses Ende eines Traditionsbetriebes allem, was man in der Schweiz während vierzig Jahren unter Sozialpartnerschaft verstanden hatte.⁵⁴

Die Schliessungen von Grossbetrieben waren nur ein besonders markanter Ausdruck des allgemeinen Umbruchprozesses, der eine wachsende Aufmerksamkeit auf sich zog. Auch in der Schweiz wurde die Arbeitswelt von unterschwelligen Verschiebungen in der Weltwirtschaft, von der Neuformierung der internationalen Arbeitsteilung, aber auch von neuen Produktions- und Kalkulationstechniken erfasst. Gemeinkostenwertanalysen und betriebswirtschaftliche Rationalisierungsstrategien förderten die Strukturschwächen der Schweizer Unternehmen Anfang der 1980er-Jahre schonungslos zutage. Auf ihrer Grundlage senkten Unternehmensführungen die Kosten auf der ganzen Linie und richteten die Betriebe konsequent auf Rentabilitätssteigerung aus.⁵⁵ Im Zuge einer gleichzeitig einsetzenden Automatisierungswelle, der damit einhergehenden Komplexitätserhöhung von Planung und Fertigung, aber auch mit dem Bedeutungszuwachs des Dienstleistungssektors in den 1990er-Jahren, kam die traditionelle – vertraglich abgesicherte, in Betriebsabläufen verstetigte und weit voraus planbare – Industriearbeit unter Veränderungsdruck. Es setzte eine Umstellung von der fordistischen Massenproduktion hin zu einem markt- und innovationsorientierten Modell des Unternehmens ein.⁵⁶

Nicht nur international, auch in den Betrieben wurde die Arbeitsteilung neu formiert. Durch «flexible Spezialisierung» in teilautonomen Fertigungsinseln sollte die Belegschaft kurzfristig auf veränderte Marktlagen reagieren und mit der Firmenkundschaft zugleich eng vernetzt sein.⁵⁷ Flankiert von arbeitsmarktpolitischen Rahmenbedingungen, die auf Weiterbildung, Technologieimport und Innovation setzten, schlugen diese Verände-

rungen auf die Arbeitswelt durch. «Computer-Integrated Manufacturing» (CIM) war ein Schlagwort der 1980er-Jahre. Ansatzpunkt bildete die Erkenntnis, dass die Wettbewerbsfähigkeit der «Fabrik der Zukunft» vom hochintegrierten Einsatz von Robotik und Informatik im ganzen Produktionsprozess abhing. Umgesetzt wurde diese Einsicht mit dem 1989 vom Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartement lancierten «CIM-Aktionsprogramm»; dem grössten je in der Schweiz durchgeführten Technologieförderungsprojekt. CIM zielte auf eine neue Verbindung von Innovation, computergesteuerter Produktionstechnik und qualifizierter Arbeit und stellte eine generelle Höherqualifizierung der Arbeiterschaft in Aussicht. In der öffentlichen Wahrnehmung verkörperte CIM beides: Die Hoffnung auf einen starken und modernen «Werkplatz Schweiz», aber auch die Angst vor «menschenleeren Fabriken»⁵⁸.

In diesem Kontext lancierte die Industriesoziologie die «Polarisierungsthese». Ihrer Ansicht nach profitierte lediglich ein Teil der Belegschaft vom technischen Wandel in Form von beruflicher Qualifizierung und Weiterbildung. Der ersten Gruppe der «Modernisierungsgewinner», die dem Segment der stets höherqualifizierten Arbeit zugehörten, stehe eine grössere Gruppe von «Modernisierungsverlierern» – und damit ein breiter Sektor zunehmend unqualifizierter Arbeit – gegenüber.⁵⁹ Bald wurde die Polarisierung als Segmentierung gedeutet und zur kritischen Zeitdiagnose der «Zweidrittelgesellschaft» erweitert: Während jene, die in ein Unternehmen integriert seien, parallel zum Struktur- und Funktionswandel der Produktionsprozesse umgeschult und weiterqualifiziert würden, fänden jene, die aus den Zentren der Industrieproduktion ausgesondert würden, überhaupt keine Anstellung mehr.⁶⁰ In dieser «neu gespaltenen Gesellschaft» verfügten Arbeitslose kaum mehr über die Chance, je wieder in ein Unternehmen Eingang zu finden. Die «Zweidrittelgesellschaft» brachte die abnehmende gesellschaftliche Integrationskraft des betrieblich organisierten Industriesystems auf den Punkt. «Ausser Betrieb» figurierte nun als neue Chiffre für Ausgesteuertwerden und Hoffnungslosigkeit. Gewerkschaften und Linksparteien forderten in dieser Situation Vollbeschäftigungsprogramme und reicherten diese mit neuen Forderungen nach Bildungs- und Ausbildungschancen sowie nach qualitativer Arbeitspolitik und ökologisch-arbeitsmedizinischen Massnahmen an.⁶¹

Es gab aber auch andere Stimmen. Der Sozialphilosoph und Gesellschaftstheoretiker André Gorz etwa deutete den Befund eines «Endes der Arbeit» als Lichtblick für gesellschaftliche Emanzipationsbestrebungen. In seinem 1980 erschienenen Thesenbuch «Adieu au prolétariat» stellte er die weitgehende Befreiung der Menschen von heteronomen (d. h. fremdgesteuerten und maschinenbestimmten) Arbeitsformen in Aussicht: Das enorme

Produktivitätspotenzial, das in industriellen Produktionsformen steckt, lasse die Arbeit in hochmechanisierten, zum grossen Teil vollautomatisierten Betrieben zeitlich immer stärker (auf wenige Wochenstunden) zusammenschrumpfen. 1983 plädierte Gorz in «Les chemins du paradis» für eine radikale Umverteilung dieser «notwendigen Arbeit» und für ein breites Nachdenken darüber, was die Menschen mit der neu gewonnenen Freiheit auf der Grundlage eines hohen materiellen Lebensstandards anfangen sollten.⁶² Mit seiner Vision versuchte er dem Fatalismus einer segregierend wirkenden «Zweidrittelgesellschaft» entgegenzusteuern; für ihn lag die Befreiung der Menschen von industriekapitalistischer Ausbeutung und ökologischer Degradierung gerade im konsequenten Vorantreiben eines betrieblich organisierten Industriesystems. In der Automatisierung der Produktion sah Gorz die Ermöglichungsbedingung für ein Heraustreten der Menschen aus den Zwängen und Anforderungen eines auch das Alltags- und Familienleben usurpierenden Betriebskapitalismus. Jenseits der Fabrik, in einer mit vielerlei produktiven und kreativen Tätigkeiten angefüllten Alltagswelt, sollte sich der Sinn des menschlichen Lebens erschliessen lassen.

Ähnliche Emanzipationshoffnungen knüpften sich auch an das Internet – jüngst etwa in der Studie «The Zero Marginal Cost Society» von Jeremy Rifkin. Folgt man dem amerikanischen Gesellschaftstheoretiker, so werden die vernetzungsbedingten, durch eine immer effizientere Herstellung, Kommunikation und Logik erzielten Produktivitätszuwächse die zusätzlichen Kosten für jedes weitere Produkt gegen null drücken und die Preise einbrechen lassen. In den gegen null «sinkenden Grenzkosten» sieht Rifkin die Ursache für den Niedergang des Kapitalismus wie auch der profitorientierten Grossunternehmen, die ihn geprägt haben.⁶³ In der kommenden Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung der «collaborative commons» werde es die traditionelle Arbeit nicht mehr geben. Stattdessen würden «prosumers» die Dinge, die sie konsumierten, selber produzieren und miteinander teilen, während die Dinge aufgrund eingebauter Computer selbstständig miteinander kommunizierten. Im Vergleich zu den zeitlich-rechtlichen Strukturen der Vergangenheit würden die bekannten Arbeitsformen im «Internet der Dinge» in der Zukunft zunehmend «verschwimmen».⁶⁴

Wie auch immer die Visionen von Gorz bis Rifkin bewertet werden: Dass sich die Produktionsprozesse und Arbeitsformen und damit verbunden auch die Lebensentwürfe und Lebensformen stark verändert haben und weiterhin wandeln, gilt als ausgemacht.⁶⁵ Seit den 1960er- und 1970er-Jahren stieg der Prozentsatz erwerbstätiger Frauen und (damit zusammenhängend) der Prozentsatz von Teilzeitbeschäftigten in der Schweiz stetig an.⁶⁶ In Form von befristeten Arbeitsverhältnissen, Arbeit auf Abruf, Temporär- und Heimarbeit sowie selbständigen oder quasi selbständigen Beschäfti-

gungsformen wie Franchising oder Factoring schreitet die Flexibilisierung der «Normalarbeit» seither weiter voran. Dazu gesellte sich in den 2000er-Jahren auch die Kurzarbeit, mit der Firmen die konjunkturellen Rückgänge (nach der Dotcom- und der Immobilienblase) zu kompensieren suchten.⁶⁷ Aber auch die Berufswege wurden vom Wandel ergriffen. Die Laufbahnen wurden diskontinuierlicher und fluid. Mit der «Entgrenzung» der Erwerbsarbeit begann sich zudem auch ihre Einbindung in kollektive Regelungen zu lösen.⁶⁸

Grosse Teile der schweizerischen Wirtschaft, die seit jeher eng mit internationalen Märkten verflochten ist, haben sich in den letzten zwanzig Jahren den technologischen und ökonomischen Veränderungen im Weltmassstab offensiv angepasst. Für die Schweiz lässt sich eine ausgeprägte Internationalisierung der Unternehmen im Finanz- und Industriebereich und – wie gezeigt – ein Wandel der *Corporate Governance* im Zeichen der Finanzialisierung konstatieren. Durch die Spiegelung seines Erfolgs an der Börse wurde der Betrieb gleichsam dezentriert. Bewertet wurde nicht mehr eine nachhaltige Unternehmensorganisation, sondern die oft volatilen Erwartungen von Shareholdern. Implizit positionierte der Shareholder Value auch die Arbeiterinnen und Angestellten neu. Entgegen empirischen Untersuchungen, die zeigen, dass die Belegschaft eines Unternehmens ein durchaus beträchtliches Geschäftsrisiko mitträgt,⁶⁹ wurde diese als eine Menge risikoaverser Menschen wahrgenommen, die für ihre Leistungen auf Vertragsbasis vergütet werden und die keine weiteren Ansprüche an das Unternehmen stellen können. Die Gleichsetzung von Risikoträger und Shareholder ermöglichte es, alle Gewinne – und theoretisch auch alle Verluste – den Eigentümern der Aktien (oder anderer Wertpapiere) zuzurechnen. Auf der Grundlage solcher Annahmen wurde auch die Schweizer Wirtschaft umgebaut – mit Konzepten und Praktiken, die den Markt näher an Betrieb und Belegschaft heranrückten.

Bahnbrechend dafür war das Konzept des «Humankapitals», das bereits in den 1960er-Jahren von der neoliberalen *Chicago School* vorgeschlagen wurde. Es konzipierte Arbeit neu – und alternativ zu ihrer Entgegensetzung zum «Kapital» – als Humankapital: als durch Bildung und Lebensführung erworbenen, individuellen Kapitalstock an Fertigkeiten, Wissen, Beziehungen oder Gesundheit, der während einer Payback-Periode in einen Einkommensstrom umgewandelt werden konnte.⁷⁰ Seit den 1970er-Jahren stiess das Konzept in der Schweiz auf Resonanz – zunächst als Schlagwort der Bildungspolitik. Im Unternehmen griff es Ende der 1980er-Jahre um sich, als sich die Arbeitssphäre vermehrt an den Anforderungen der externen Rechnungslegung und -kontrolle ausrichtete. Neben der Aktivierung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter interessierte nun auch das Assess-

ment, Ranking und Rating ihrer Leistung im Rahmen einer marktorientierten Evaluationskultur. Mit dem «angelsächsischen turn» in der Personalpolitik hin zum *Human Resources* resp. *Human Capital Management* wurde die Personalabteilung als strategische Geschäftseinheit – als «Wertschöpfungs-Zentrum» oder «Profit-Center» – organisiert, die einerseits der Sicherung und Förderung unternehmerischen Verhaltens («Performance») der Angestellten dienen sowie andererseits sicherstellen sollte, dass die einzelnen Abteilungen ihre Leistungen kostengünstig erbrachten.⁷¹ Gleichzeitig öffnete der Shareholder Value die Lohnskala nach oben. Seit den 1990er-Jahren ist das Topmanagement (später auch die übrigen Kader) über Bonusausschüttungen stärker an den Gewinnen und am Aktienkurs der Firma beteiligt. Mit der Führung des Unternehmens im Interesse der Aktionäre korrespondierte eine veritable Explosion der Managervergütungen.⁷²

Im Übergang vom Betriebs- zum Finanzmarktkapitalismus gerieten nicht nur die betrieblichen Arbeitsroutinen unter Druck, sondern auch die auf «Normalarbeit» angelegten Sozialbeziehungen. Die gegenwärtig konstatierte «Entgrenzung von Arbeit», verstanden als stärkere Durchdringung von Arbeits- und Lebenswelt (auf die Konzepte wie *Work-Life-Balance*, *Health Awareness* oder *Dual Career Services* wiederum reagieren), setzt die sozialen Sicherungssysteme unter Zugzwang. Auch hier lässt sich eine Verschiebung von der staatlichen Regulierung hin zum Ordnungsmodell des Marktes beobachten. Der Appell an das individuelle «Vermögen» und die persönliche Verantwortung geht mit dem Rückbau sozialstaatlicher Garantien einerseits und dem Aufbau einer aktivierenden Sozialpolitik («Hilfe zur Selbsthilfe», «Fördern und Fordern») andererseits einher.⁷³ Diese Prozesse zielen auf eine Neujustierung des Verhältnisses von staatlicher Lenkung und Arbeitsverhältnissen. Sie verweisen gleichzeitig auf den gestiegenen Stellenwert, welcher der individuellen Ressourcenaneignung in der Gegenwart zukommt. In diesem umfassenden Sinn ist Humankapital zur Schlüsselkompetenz des politökonomischen Regimes der Gegenwart geworden: ein Sinnbild für das Versprechen, dass sich individueller Einsatz – verstanden als Nutzung, Aneignung und Investition privater Ressourcen – auszahlt.

Im Konzept des Humankapitals drückt sich somit auch paradigmatisch eine neue Wahrnehmung des Kapitalismus aus. Es entwirft recht eigentlich ein Gegenbild zum Klassenmodell, da es Arbeit und Kapital neu codiert. Sie stehen nicht mehr in spannungsgeladener Polarität einander gegenüber (wie dies auch noch durch ein sozialpartnerschaftliches Konfliktregelungsmodell gesehen wurde). Vielmehr gelten nun alle wirtschaftlich relevanten Betätigungen – von der Hilfsarbeit bis hin zur Unternehmensführung – als Formen von Arbeit, die sich indessen unter Investitionsgesichtspunkten unterscheiden und deshalb auch mit unterschiedlichen *Returns on Invest-*

ment zu rechnen haben. Wenn jeder Mensch in sein eigenes Kapital investiert, um seine Arbeit zu rentabilisieren, dann verlagert sich der von gesellschaftlichen «Lagern» gegeneinander geführte Klassenkampf in eine subjektive Psychologie der Bildung. Der kollektive Interessenantagonismus der kapitalistischen Gesellschaft wird transformiert in eine allgemeine Konkurrenz aller gegen alle um knappes Humankapital. Als kultureller Code weist das Konzept somit über die Arbeitswelt hinaus in die soziale Interaktion und kulturelle Kommunikation, obwohl es mit den wirtschaftlichen Machtverhältnissen, welche die Arbeitsbedingungen prägen, eng verbunden bleibt.

DEZENTRIERUNG DES BETRIEBS ALS FORSCHUNGSPERSPEKTIVE

Es gehört zur Ironie der Geschichte, dass die Geschichtswissenschaft den Industriebetrieb und die Fabrikgesellschaft genau dann als Forschungsgegenstand für sich in Anspruch nahm, als deren gesellschaftliche Kohäsionskraft und nationale Kontrolle sich zu verflüchtigen begannen. Gerade in der Schweiz, wo sich die Sozialgeschichte erst relativ spät universitär verankern konnte, lässt sich eine Gegenläufigkeit beobachten: Während Arbeitswissenschaft, Arbeitsmarktforschung und Wirtschaftswissenschaften seit dem Kriseneinbruch Mitte der 1970er-Jahre zunehmend sensibler auf die globalen Dimensionen, auf alltagspraktische Folgen und kulturelle Sinnbezüge von Arbeit (und Arbeitsverlust) sowie auf neue Arbeits- und Vernetzungsformen blickten, nahm die Sozial- oder Arbeitergeschichte als Geschichte der politischen Organisation der Arbeiterbewegung erst ihren Anfang.⁷⁴ Im Zentrum stand die organisierte Fabrikarbeiterschaft und mit ihr auch die im Industriebetrieb geleistete Lohnarbeit. Themen waren industrielle Beziehungen, gewerkschaftliche Organisationen, betriebliche Herrschaft, Rationalisierungen, Arbeiterwiderstand sowie schliesslich Klassenbewusstsein, Arbeiterkultur und Eigensinn.⁷⁵ Zu einem Gutteil fokussierte die Sozialgeschichte der Arbeit auf die Entwicklung dieser industriellen Schweiz – so auch der 1981 vom Schweizerischen Sozialarchiv herausgegebene Sammelband «Arbeitsalltag und Betriebsleben», der die «Geschichte industrieller Arbeits- und Lebensverhältnisse in der Schweiz» nachzeichnete.⁷⁶

Eine folgenreiche Dezentrierung erfuhr der Produktionsbetrieb durch die Frauenbewegung, die in den 1970er-Jahren für die Wertschätzung und Anerkennung der – in der Regel von Frauen geleisteten – Hausarbeit als Arbeit eintrat.⁷⁷ In ihrem Gefolge begann die Sozialgeschichte nach der Rolle zu fragen, welche die Haus- und Familienarbeit für das Funktionieren des Industriebetriebs spielte. Es entstanden Arbeiten, die sich mit der Rationali-

sierung von Hausarbeit beschäftigten und untersuchten, wie sich die Geschlechterordnung ebenso wie die symbolische Ordnung der Sprache auf die Wahrnehmung und Erfahrung von Arbeit auswirkten. Dennoch blieb die Idee des nationalen Betriebs auch für die kultur- und genderhistorisch erweiterte Sozialgeschichte von zentraler Bedeutung. Das galt auch für Arbeiten aus einer poststrukturalistischen Perspektive. Lange herrschte ein «methodologischer Nationalismus» vor, den man erst im Kontext der Kolonialismuskritik der 1990er-Jahren kritisch zu hinterfragen begann.⁷⁸ Mit dem Aufkommen globalgeschichtlicher Ansätze setzte im Fach eine produktive Verunsicherung ein. Nicht genug damit, dass viele ihrer theoretischen Annahmen in Asien, Afrika und Südamerika nicht griffen, sah sich die Sozialgeschichte bald auch mit dem Umstand konfrontiert, dass ihre vermeintlich neutralen und universalen analytischen Termini – wie Nation, Fortschritt oder Arbeit – im globalen Kontext als provinziell erschienen. Durch den Blick auf Arbeit in «Ausereuropa» wurde unübersehbar, dass die Fokussierung auf das «Betriebsleben», die in der Sozialgeschichte lange Zeit dominierte, eine Blickverengung mit sich zog und zu einem unterkomplexen, eingeschränkten Verständnis der Geschichte der Arbeit führte. Phänomene wie die Sklavenarbeit in Afrika und Südamerika, der Fortbestand des Kastensystems in Asien, aber auch die Vielzahl der «atypischen Arbeitsformen», von denen die *Area Studies* zu berichten wussten, machten deutlich, dass Arbeit im Kapitalismus keineswegs dazu tendiert, sich in «Normalarbeit» zu verwandeln.⁷⁹ In jenen Teilen der Welt, in denen sich kein klassischer Industrialisierungsprozess und damit auch kein Betriebskapitalismus durchsetzte, benötigen Historikerinnen und Historiker ein ausgeprägtes Sensorium für unterschiedlichste Formen, Funktionen und Freiheitsgrade der Arbeit.⁸⁰ Ist dieses einmal ausgebildet, so lässt es sich wieder zurückwenden auf die geografischen Kernzonen der Industrialisierung.

Der Blick «von den Rändern her» hilft, den Forschungsfokus aus dem Gehäuse westlicher Nationalstaaten hinaus zu verschieben. Situieren man die westliche Erwerbsarbeit im «Multiversum» der globalen Arbeitswelt, so zeigt sich schnell, dass sie keine Norm, sondern eine historisch erklärungsbedürftige Ausnahme darstellt. Zu ähnlichen Schlüssen kann man angesichts der Entwicklung kommen, welche die westliche Arbeitswelt in der Zeit «nach dem Boom» durchlief. Hier setzte in den vergangenen drei Jahrzehnten eine Aufweichung der Strukturen betrieblich organisierter Arbeit und eine Auflösung des betriebszentrierten Verständnisses von Arbeit ein. Die damit zusammenhängende Zunahme «atypischer» Arbeitsformen gibt Anlass, die Normalität des «Normalarbeitsverhältnisses» in Frage zu stellen. Wie die Prozesse der Deindustrialisierung, Globalisierung und Finanzialisierung weiter verdeutlicht haben, gibt es keine lineare Entfaltungs- und Wachs-

tumsgeschichte, die langfristig auf die Entwicklung kapitalistischer Grossunternehmen zuläuft. Ebenso wenig stellen die «Arbeitsgesellschaft» und der bürgerliche «Betriebskapitalismus» die einzigen Formen des Kapitalismus dar. Dies sind Einsichten, die auch im Westen zu erfahrbaren Tatsachen geworden sind. Arbeit, deren «Ende» und «Entgrenzung» heute im gleichen Atemzug diagnostiziert wird, erscheint damit als ein Schwundphänomen, das zugleich omnipräsent ist.

Das doppelte – historiografische und zeitgeschichtliche – Fragwürdigwerden eingebürgerter Arbeitskonzepte kann als Ausgangspunkt für neue Fragen an die Geschichte der Arbeit fruchtbar gemacht werden. Die skizzierte Problemstellung ruft nach historischen Untersuchungen, die sich mit dem Wandel der Arbeit befassen und die ein Sensorium für die Variabilität und Historizität von Arbeitsformen und Arbeitsdeutungen mitbringen. Analytisch scheint es sinnvoll, von einem weiten Begriff von «Arbeit» auszugehen, der eine Vielzahl von menschlichen Tätigkeiten umfasst. Arbeit ist nicht als ein von vornherein festgelegtes, sondern als umkämpftes Konzept zu untersuchen, dessen Organisation und Definition (z. B. als «wertschaffende Arbeit» und «Normalerwerbsarbeit» ebenso wie als «Hausarbeit» «Arbeitslosigkeit» oder «Schwarzarbeit») stets sozial geprägt und politisch vielfach umstritten war. Davon ausgehend ist nach den Machtverhältnissen und Prozessen zu fragen, mit Bezug auf welche bestimmte Konzepte, gesellschaftliche Arrangements und Subjektivierungsformen von Arbeit entstanden sind, verbindlich wurden oder an Selbstverständlichkeit einbüßten.

«Ausser Betrieb» ist das gemeinsame Motto der hier versammelten Beiträge, die sich alle in der einen oder anderen Weise in diese allgemeinen Überlegungen einordnen. In drei Teilen und innerhalb dieser chronologisch angeordnet, untersuchen sie die Veränderungen der Arbeit, die heute vor allem im Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Wandel der Spätmoderne diskutiert werden, in einer historischen Perspektive. Am Fallbeispiel der Schweiz erkunden die Autorinnen und Autoren neue Gesichtspunkte und Möglichkeitsräume der Geschichte der Arbeit im 19. und 20. Jahrhundert. Dabei geht es nicht in erster Linie um nationale Besonderheiten. Wegleitend ist vielmehr die Einsicht, dass sich globale Prozesse in lokalen Verhältnissen realisieren und dass institutionelle Rahmenbedingungen und gesetzliche Regulierungen die Deutung und die Wertschätzung jener Praktiken, die als «Arbeit» bezeichnet werden, wesentlich geprägt haben. Der vorliegende Band beansprucht nicht, eine umfassende Geschichte der Arbeit in der Schweiz zu leisten. Die Aufsätze gehen aus ganz unterschiedlichen Forschungskontexten hervor. Gemeinsam machen sie jedoch deutlich, dass Arbeit auch in der Hochphase des Betriebskapitalismus vielfältige

Bezüge zur «ausserbetrieblichen» Sphäre unterhielt. «Ausser Betrieb» ist die Perspektive, unter der die Autorinnen und Autoren mitschreiben an einer erweiterten Geschichte der Arbeit, die auch ein neues Verständnis der Arbeit im Betrieb ermöglicht. Indem es Arbeit im Schnittpunkt zwischen der Organisation der Produktion, gesellschaftlichen Deutungs- und Bewertungsvorgängen sowie kulturellen Sinnhorizonten und Subjektivierungsformen situiert, kann dieses Buch auch zu neuen Perspektiven auf die Gegenwart anleiten.

DIE BUCHBEITRÄGE

Eröffnet wird das Buch durch den Text-Bild-Beitrag «Werkhöfe der Spätmoderne. Tramfahrt durch eine GlobalCity» von Thomas Hengartner und Eva Lüthi. Im «Flughafentram» der Stadt Zürich, mit dem der Regionalverkehr den Anschluss an die Welt sucht, unternehmen der Autor und die Fotografin eine nächtliche Reise durch eine spätmoderne Arbeitswelt. Die städtebauliche Seite im Blick, stossen sie auf erleuchtete Bürokomplexe, Zuliefererfirmen ebenso wie auf flug- und mobilnetzverbundene Mitreisende – und damit letztlich auf Spuren, Impressionen und Ambivalenzen einer Globalisierung vor Ort, wie sie in Zürich manifest werden.

Im ersten Teil (Kodifizierungen) steht «Ausser Betrieb» für eine Verschiebung der Perspektive. Ist der Betriebskapitalismus nicht mehr die Norm, mit deren Hilfe andere Formen des Tätigseins und der Arbeitsorganisation als Sonderfälle oder Atavismen zu bestimmen sind, so kehrt sich die Fragerichtung um. Die Norm selber wird erklärungsbedürftig. Und es stellt sich die Frage, wie ein solch betriebszentriertes Arrangement – und dazugehörig: die Vorstellung von Arbeit als «Normalerwerbsarbeit», der Selbstbeschreibung der Gesellschaft als Arbeitsgesellschaft, dem Konfliktregelungsmodus der Sozialpartnerschaft und einer spezifischen Arbeitsmoral – sich historisch durchsetzen und stabilisieren konnte. Mit einem Aspekt dieser Frage befasst sich der Beitrag «Arbeitsgesellschaft. Kodifizierungen von Arbeit im 20. Jahrhundert» von Martin Lengwiler, der beim Wechselverhältnis von Sozialversicherungen und Arbeitsvorstellungen ansetzt. Der Autor zeigt, dass der Sozialstaat nicht einfach nur passiv auf Veränderungen in der Arbeitswelt reagierte, sondern diese Veränderungen (mit)produzierte, indem er kodifizierend auf die subjektiven und die gesellschaftlichen Vorstellungen von Arbeit, Arbeitsproduktivität und arbeitender Subjekte einwirkte. Damit wird deutlich, dass Arbeit auch im 20. Jahrhundert ausser Betrieb hergestellt wurde, jenseits der Fabrikmauern und Industrieareale, mittels sozialstaatlicher, bildungspolitischer oder bürgerrechtlicher Kodifizierungen, die auf regionalen, nationalen oder transna-

tionalen Ebenen operierten. Eine ähnliche Perspektive nimmt Carola Togni in ihrem Beitrag «Arbeit und Geschlechterordnung. Die Normalisierung der Lohnarbeit in der Arbeitslosenversicherung des 20. Jahrhunderts» ein. Wie die Autorin vorführt, spielte diese Institution eine zentrale Rolle bei der Konstruktion und Engführung von Arbeit auf «männliche» Lohnarbeit und beim gleichzeitigen Ausschluss und der hierarchischen Unterordnung von «weiblichen» Beschäftigungsformen (wie insbesondere der Haus- und Familienarbeit). Über ihr *System of Entitlements* gab die ALV eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung vor, die dem «männlichen Alleinernährer eine «Frau am Herd» zur Seite stellte. Wie die Autorin zeigt, geriet dieses Modell im Verlauf des 20. Jahrhunderts jedoch unter politischen und ökonomischen Anpassungsdruck. Zur «Normalerwerbsarbeit» gehört auch die «Normalerwerbsbiografie». Um diese kreist der Bildessay von Céline Angehrn. Ihr Aufsatz «Berufsbilder. Das Tableau der modernen Arbeit» macht anschaulich, dass sich die normative Koppelung von Arbeit und Lebenslauf im zweiten Drittel des 20. Jahrhunderts intensivierte. Im Zentrum stehen die Berufsporträts des Basler Berufsberaters Theodor Strübin, die Schulabgängerinnen und Schulabgängern beim Einstieg in die Arbeitswelt helfen sollten. Indem sie das «Leben in Berufen» als natürliche, für die Persönlichkeitsentwicklung zentrale und zugleich der individuellen Wahl zugängliche Station im Lebenslauf darstellte, war die Berufsberatung eine Schaltstelle, die das Anforderungsprofil einer arbeitsteilig organisierten Gesellschaft psychotechnisch-pädagogisch umzusetzen half. Erwies sich bereits der Einstieg in die Berufswelt als unsicher und konflikthanfänglich, so galt dies auch für den Ausstieg aus dem Arbeitsleben. Dies legt Matthias Ruoss in seinem Beitrag «Nach der Arbeit. Der «Pensionierungsschock» in der Nachkriegszeit zwischen Belastung und Aktivierung» dar. Die Rede vom «Pensionierungsschock» – einer psychosozialen Belastungsstörung, die auftreten konnte, wenn Männer ihre Berufsarbeit niederlegten – wurde nach der Einführung der AHV im Jahr 1948 relevant. Das Rentenalter von 65 Jahren provozierte eine öffentliche Diskussion um biografische Flexibilisierung und Konsumorientierung, für welche die Gerontologie zentrale Schlagwörter lieferte.

Wie die Beiträge im zweiten Teil (Blickwechsel) zeigen, gibt die Dezentrierung des Betriebs den Blick frei auf die vielfältigen Arbeitsformen, die sich historisch im Vorfeld, neben, gegen oder komplementär zur «Normalerwerbsarbeit» herausgebildet haben, die für deren Konstitution aber mithin entscheidend sein konnten. Einen unerwarteten Einblick in die Geschichte des «unternehmerischen Selbst» *avant la lettre* erlaubt der Aufsatz «Sales and Sensibility. Handelsreisende zwischen Provisionslogik und Persönlichkeitseinsatz» von Iris Blum zur Appenzeller Vertreter-Firma Just. Ihr Gründer brachte die *Salesmanship* 1930 aus Argentinien, wo er zuvor als

Bürstenverkäufer gearbeitet hatte, in die Schweiz. Wie Blum zeigt, basierte der Erfolg dieser «betriebslosen» Form der Verkaufsarbeit von Tür zu Tür auf einer «Arbeit an sich»: Ein professioneller Umgang mit Emotionen – «Gefühlsarbeit» und «Gefühlsmanagement» – bildete die Voraussetzung für einen gelingenden Geschäftsabschluss. Die Autorin macht deutlich, dass ein marktvermitteltes Arbeitsverhalten auch im goldenen Zeitalter des Betriebskapitalismus gewinnbringend kultiviert werden konnte. Darüber hinaus war der Handelsreisende (ähnlich wie der Versicherungsvertreter) eine zentrale Institution der Erschliessung neuer Märkte und der kommerziellen Durchdringung von Gesellschaften mit Massenkonsumgütern. Im Anschluss an Ansätze der *Postcolonial Studies*, wonach Metropole und Peripherie innerhalb eines einzigen analytischen Feldes zu untersuchen sind, beleuchtet Marina Lienhard in ihrem Beitrag «Träge Tropen. Arbeitsvorstellungen ausgewanderter Tropenschüler» die Konstruktion eines schweizerischen Arbeitsethos. Wie ihre Lektüre der Korrespondenzen ehemaliger Absolventen der Basler Tropenschule vorführt, wurden Tüchtigkeit und Selbstdisziplin in Abgrenzung zu einem tropischen Anderen zu schweizerischen Eigenschaften erklärt. Die nicht weissen Arbeitskräfte wurden demgegenüber oft als träge, faul und dumm taxiert. Die Anrufung dieses kolonialen Topos und die rhetorische Abgrenzung vom «primitiven Triebleben» der «Wilden» diente der Legitimation von privilegierten Führungsrollen in den Tropen und wirkte zurück auf die Arbeitshaltungen in der Schweiz. Von den Rändern her blickt auch Urs Germann in die Arbeitsgesellschaft. Im Zentrum des Beitrags «Travail moralisateur. Konfigurationen der Arbeit im modernen Strafvollzug» steht das arbeitende Häftlingssubjekt – und damit gewissermassen der andere Pol zum «freien Lohnarbeiter». Zumindest auf den ersten Blick scheint das geschlossene Zwangssystem des Gefängnisses zur Arbeitsgesellschaft und der hier idealisierten freien Lohnarbeit einen unvereinbaren Gegensatz zu bilden. Wie Germann mittels einer Analyse ausgewählter historischer Konstellationen indes veranschaulicht, haben sich die Konzepte von Devianz ebenso wie die Praktiken des Strafvollzugs in den letzten zweihundert Jahren jeweils in Wechselwirkung mit der Arbeitsgesellschaft und dem «Normalarbeitsverhältnis» entwickelt. Arbeit ist nicht nur eine Tätigkeit, sondern sie bringt zuweilen auch ein «Werk» hervor. In diesem Begriff sind zwei Komponenten von Arbeit – die Tätigkeit und der Ertrag – (noch) vereint. Hier setzt der Beitrag «Künstler an die Seite der Arbeiter! Konzepte von Kunst und Arbeit nach 1968» von Gioia Dal Molin an, der sich mit dem Wandel beschäftigt, den das künstlerische Schaffen infolge des Aufstiegs von Kunstmärkten und des Galerienbooms erfuhr. Im Zentrum steht mit der «Produzentengalerie Produga» eine Gruppe von Künstlerinnen und Künstlern, die sich explizit von der

Arbeit im «Kunstbetrieb» abgrenzte. Die Politisierung des künstlerischen Arbeitsbegriffs im Rahmen der marxistischen Analyse ging Hand in Hand mit einer Aufwertung der «Werkstatt» als Ort, der die «Entfremdung» der künstlerischen Arbeit zur Aufhebung bringen sollte. Zugleich wollte das Künstlerkollektiv Einfluss nehmen auf die Produktion des «Werts der Werke». Um den Wert von Arbeit geht es auch im Beitrag «Lohn für Hausarbeit? Befreiungsperspektiven der Frauenbewegung in den 1970er-Jahren» von Simona Isler. Während sich die Produga gegen die Gleichsetzung von Kunstschaffen und Lohnarbeit zur Wehr setzte, forderte die Neue Frauenbewegung einen Lohn für Hausarbeit ein. Das Ziel bestand weniger in der finanziellen Entschädigung unbezahlt geleisteter Haus- und Familienarbeit an sich. Viel allgemeiner sollte die Forderung zur Wertschätzung der von Frauen geleisteten Arbeit beitragen. Mit dem Programm verband sich eine dezidiert kapitalismuskritische Haltung. Ausgehend von den Debatten in der Zürcher Frauenbewegung legt die Autorin die Tücken dieser Forderung in einer kapitalistischen Gesellschaft dar, in der für Haus- und Familienarbeit traditionell kein Lohn vorgesehen war. Wer einen solchen einforderte, bezweckte zwar Anerkennung, war aber mit der Tücke konfrontiert, dass der Wert der Arbeit nun warenförmig repräsentiert wurde.

Dezentrierung kann zu neuen Perspektiven auf Arbeit im Betrieb und zu einem neuen Verständnis des «Betriebskapitalismus» anleiten – dies zeigen die Beiträge im dritten Teil (Grenzverschiebungen). Eine vielversprechende Möglichkeit bieten hier Fragen nach den stets umkämpften Grauzonen und immer wieder neu hergestellten Grenzziehungen zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit. Der erste Beitrag setzt beim Streik an, einem klassischen Kampfmittel der Arbeiterbewegung. Unter dem Titel «Nicht-Arbeit. Streik und seine Bewertung im 20. Jahrhundert» geht Christian Koller der Frage nach, wie die sozialistische Arbeiterbewegung mit der Ambivalenz der Arbeit als einer emanzipatorischen Potenz und einem Subordinationsprinzip umging. Der Autor analysiert die konträren Bewertungen von Streik während der streikintensiven Zeit von der Mitte des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. In dieser Zeit setzte sich die positive Bezugnahme auf den «Wert der Arbeit» in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung durch. Die gleichzeitige Bejahung des Streiks verband sich keineswegs mit einer Ablehnung von Arbeit. Vielmehr sollte Streik den Wert der grundsätzlich akzeptierten Arbeit im Betriebskapitalismus steigern. Wie deutlich wird, war der – zunehmend national eingefärbte und parteienübergreifend geteilte – «Wert der Arbeit» eine zentrale diskursive Ressource beim Aufbau der «Sozialpartnerschaft». Um die Grenzziehungen zwischen betrieblicher und ausserbetrieblicher Arbeit kreist der Beitrag «Effizienz im Hauswirtschaftsbetrieb. Rationalisierung und Emotionalisierung der Hausarbeit

in den «langen» 1950er-Jahren» von Andreas Fasel. Traditionell idealisiert als eine vom Betrieb gesonderte Sphäre, spielte der Haushalt für die betriebliche Produktion indes stets eine bedeutende Rolle. Das sahen auch die Expertinnen so, die sich seit der Zwischenkriegszeit mit der «rationellen» Führung des Hauswirtschaftsbetriebs befassten. Ihrer Ansicht nach sollte die Rationalisierung der Fabrik nach dem Vorbild der rationalisierten Küche geschehen. Wie der Autor am Beispiel des Schweizerischen Instituts für Hauswirtschaft (SIH) deutlich macht, leistete die vom Institut vorangetriebene Effizienzsteigerung der Hausarbeit zwar einer Angleichung von Haus- und Lohnarbeit Vorschub. Allerdings durchkreuzte das SIH diese Grenzverwischung wieder, indem es Hausarbeit emotional neu aufblud und damit gleichzeitig «entmaterialisierte». Mit einer etwas anderen Strategie zur Mobilisierung ausserbetrieblicher Ressourcen im Betrieb befasst sich der Beitrag «Gesundheit am Arbeitsplatz. Betriebliche Fitness in den 1960er- und 1970er-Jahren» von Flurin Condrau und Niklaus Ingold. Am Beispiel des Betriebsturnens legen sie dar, wie präventivmedizinische Vorsorgekonzepte, sportwissenschaftliche Leistungsstudien, gewerkschaftliche Humanisierungsforderungen und unternehmerische Zielsetzungen neue Allianzen eingingen. Daraus resultierte die «Bewegungspause»: eine fünfminütige Unterbrechung der betrieblichen Produktion durch kollektive Turnübungen. Über eine Rekonstruktion von Diskurs und Praxis der Bewegungspause machen die Autoren anschaulich, wie sich Veränderungen in Wirtschaft und Gesellschaft (Flexibilisierung und Risikodenken) in konkrete betriebliche Praktiken (Dehnungsübungen und Gesundheitsprävention) übersetzten. Aber auch politisch stand das Verhältnis von Betrieb und Gesellschaft in den 1970er-Jahren wieder zur Debatte. Dies zeigt der Beitrag «Demokratie im Betrieb. Die Mitbestimmungsoffensive der schweizerischen Gewerkschaften in den 1970er-Jahren» von Adrian Zimmermann. Zusammen mit Sozialpartnerschaft und Arbeitsfriede hatte sich in der Nachkriegszeit ein relativ stabiles Arrangement der Arbeitsbeziehungen durchgesetzt, das auf klaren Grenzziehungen – zwischen Betrieb und «Ausserbetrieb», zwischen Privatwirtschaft und Politik – beruhte. In den Jahren um 1968 wurden solche Grenzziehungen hinterfragt. Im Zentrum des Beitrags steht die Mitbestimmungsinitiative der Schweizer Gewerkschaften von 1971, die einerseits als betriebliches Befriedungsinstrument beargwöhnt wurde, andererseits aber eine Aufwertung der Position der organisierten Arbeiterschaft versprach. Zur Abstimmung kam die Initiative erst 1976 – zu einem Zeitpunkt, da die Folgen der Wirtschaftskrise bereits voll durchschlugen – und wurde deutlich abgelehnt. In der Folge verschob sich der Fokus der Gewerkschaften von Fragen der Gestaltung des Arbeitsplatzes hin zu seiner Sicherung. Diese für die Gewerkschaften schwierige Zeit «nach dem Boom»

steht auch im Zentrum des Beitrags «Ein Verständnis für den Gesamtbetrieb. Erinnerungen an die Gewerkschaftsarbeit zwischen 1970 und 2000». Auf der Grundlage von Interviews mit drei ehemaligen Funktionären und einer Funktionärin verschiedener Gewerkschaften zeichnen Nicole Peter und Anja Suter nach, wie diese die Veränderungen einer Arbeitswelt erlebten, die in den 1980er-Jahren zunehmend ausser Betrieb geriet. Vom Wandel betroffen waren die Beziehungen zur Arbeitgeberseite ebenso wie die Organisation der gewerkschaftlichen Arbeit selbst, die unter Professionalisierungs- und Fusionierungsdruck geriet und von ihren Mitgliedern zunehmend mit Dienstleistungsanforderungen konfrontiert war. Wie die Interviews deutlich machen, stellt der Betrieb alten Zuschnitts für die heute pensionierten Gewerkschafter und Gewerkschafterinnen eine Art «Sehnsuchtsort» dar.

So produktiv der Blick auf die Phänomene «ausser Betrieb» für die Geschichte der Arbeit in der Schweiz ist, konfrontiert er die Analyse zugleich auch mit einem Paradox: Während in den Pionierländern des Industriekapitalismus technologisch avancierte Mischformen und *Manufacturing and Services* erprobt werden, die den Fabrikbetrieb traditionellen Zuschnitts porös werden lassen oder auflösen, lässt sich in vielen *Newly industrialized countries* (NICs) eine ausgeprägte Konjunktur des Betriebskonzepts und – parallel dazu – eine massenhafte Proletarisierung von Menschen beobachten. Laufend entstehen neue grosse und kleine Unternehmen, die betriebswissenschaftlich geführt werden und in denen Menschen ihren Lebensunterhalt verdienen. Die Chancen einer Steigerung des materiellen Lebensstandards werden hier allerdings auf disparate Weise beeinträchtigt durch ökologische Krisentendenzen und soziale Problemlagen. Wie Marcel van der Linden in seinem Schlusswort deutlich macht, lassen sich diese Entwicklungsmuster und Problematiken nicht auf einer wirtschaftlichen Entwicklungsskala verorten. Anstatt von einer Stufentheorie auszugehen, in welcher auf die Arbeit im Betrieb das «Ausser-Betrieb-Geraten» wirtschaftlich wertschöpfender Tätigkeiten folgt, ist es sinnvoller, von einer Welt voller Gegenläufigkeiten auszugehen und von einer «Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen» zu sprechen. In diesem Sinne fordert der Autor einen Ansatz ein, der «Arbeit in der Erweiterung» – in ihren ausserbetrieblichen ebenso wie ihren aussereuropäischen Verflechtungen – darzustellen und zu begreifen sucht. «Ausser Betrieb – ausser Europa»: Wollte man van der Linden zuspitzen, so wäre dies ein Motto für die Perspektive, unter der die Geschichte der Arbeit in der Schweiz (und über sie hinausgehend) weiter zu untersuchen wäre.

- 1 Meienberg, Niklaus. «Perlen ist ein Dorf, das ganz der Fabrik gehört», in: Ders. (Hg.). Der wissenschaftliche Spazierstock, Zürich 1985, S. 223–240. Eine gekürzte Version der Reportage erschien unter dem Titel «Perlen ist ein Dorf und eine Fabrik» in der Weltwoche Nr. 29, vom 18. Juli 1985, S. 46–47. Zu Stil und Geschichte der Reportage vergleiche Schmid, Beatrice. «Originalton. Redeviefalt in Niklaus Meienbergs Reportage (Perlen ist ein Dorf, das ganz der Fabrik gehört)», in: Baumberger, Christa; Kolberg, Sonja; Renken, Arno (Hg.). Literarische Polyphonien in der Schweiz, Bern 2004, S. 183–203.
- 2 Zu Perlen: Bühler, Renato. Die Fabrikarbeitsersiedlung Perlen. Lebens- und Arbeitswelt, 1930–1990. Unpublizierte Lizentiatsarbeit, Universität Zürich 2004.
- 3 Im Unterschied zu den Fabrikreportagen zielten die (italienischen) Arbeiteruntersuchungen dezidiert auf eine Mobilisierung der Arbeiterbasis. In der Schweiz knüpfte man vorab an die deutsche Tradition an. Vgl. Howald, Stefan. «Nachrichten von der Arbeiterklasse. Zur Entwicklung des publizistischen Genres der Fabrikreportage in der Schweiz nach 1968», in: Durrer, Martin; Lukesch, Barbara (Hg.). Biederland und der Brandstifter. Niklaus Meienberg als Anlass. Zürich 1988, S. 181–197. Wichtige Vorbilder waren: Wallraff, Günter. Industriereportagen. Als Arbeiter in deutschen Großbetrieben, Reinbek bei Hamburg 1970; Alquati, Romano. Klassenanalyse als Klassenkampf. Arbeiteruntersuchungen bei Fiat und Olivetti, Frankfurt a. M. 1974.
- 4 «Fabrikbesichtigungen» lautete der Titel eines Sammelbandes mit Fabrikreportagen, die 1986 unter Meienbergs Herausgeberschaft entstanden. Vgl. Läderach, Monique; Imfeld, Al; Wyss, Laure u.a. (Hg.). Fabrikbesichtigungen, Zürich 1986.
- 5 Die Drei-Sektoren-Hypothese mit der Unterscheidung zwischen einem ersten Sektor (Landwirtschaft), einem zweiten Sektor (Industrie) und einem dritten Sektor (Dienstleistungen) geht auf den französischen Wirtschaftswissenschaftler Jean Fourastié zurück. Vgl. Fourastié, Jean. Le grand espoir du XX^e siècle. Progrès technique, progrès économique, progrès social, Paris 1958 (Préf. de M. André Siegfried); Ders. Les trente glorieuses, ou la révolution invisible de 1946 à 1975, Paris 1979. Zur Wirtschaftsgeschichte der Schweiz vergleiche Halbeisen, Patrick; Müller, Margrit; Veyrassat, Béatrice (Hg.). Wirtschaftsgeschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert, Basel 2012.
- 6 Meienberg, Perlen, S. 224. Auf die Reportage wurde mit heftiger Kritik reagiert. Die Fabrikleitung und der Gemeinderat von Buchrain wiesen den an der Sprengung eines alten Wohnhauses aufgehängten Bericht ab. Vgl. Luzerner Neueste Nachrichten vom 20.7.1985.
- 7 Einen Überblick über die Konzepte und Ansätze der «betrieblichen Sozialpolitik» geben: Tanner, Jakob. «Arbeiterwohlfahrt», in: Historisches Lexikon

- der Schweiz, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16584.php (5.12.2014) und Bartels, Almuth. Monetarisierung und Individualisierung. Historische Analyse der betrieblichen Sozialpolitik bei Siemens (1944–1989), Stuttgart 2013, S. 45–66 (Kapitel 2: Betriebliche Sozialpolitik im Wandel. Begriffliche Grundlagen, theoretische Erklärungsansätze und Handlungsspielräume). Für die Schweiz ist die Geschichte der betrieblichen Sozialpolitik noch wenig aufgearbeitet – insbesondere für die Zeit nach 1945. Für die Zwischenkriegszeit vergleiche Baumann Püntener, Karin. «Wider die Fluktuation. Die Strategien des Unternehmens Bally zur Bildung einer Stammarbeiterschaft», in: Pfister, Ulrich; Studer, Brigitte; Tanner, Jakob (Hg.). Arbeit im Wandel. Deutung, Organisation und Herrschaft vom Mittelalter bis zur Gegenwart (Schweizerisches Jahrbuch für Wirtschafts- und Sozialgeschichte Band 14), Zürich 1996, S. 223–232. Querverbindungen zur staatlichen Sozialpolitik (Pensionskassen, AHV, 3-Säulen-Modell) stellt her: Leimgruber, Matthieu. Solidarity without the State? Business and the Shaping of the Swiss Welfare State, 1890–2000, Cambridge 2008.
- 8 Degen, Bernard. «Arbeit und Kapital», in: Halbeisen, Müller, Veyrassat (Hg.). Wirtschaftsgeschichte der Schweiz, S. 873–922, S. 899f; David, Thomas; Mach, André. «Corporate Governance. Die schweizerische Variante des Kapitalismus», in: Halbeisen, Müller, Veyrassat (Hg.). Wirtschaftsgeschichte der Schweiz, S. 831–872.
- 9 Lüpold, Martin. Der Ausbau der «Festung Schweiz». Aktienrecht und Corporate Governance in der Schweiz, 1881–1961, Zürich 2008; David, Thomas; Mach, André. «Corporate Governance», in: Halbeisen, Müller, Veyrassat (Hg.). Wirtschaftsgeschichte der Schweiz, S. 831–872.
- 10 Krippner, Greta R. «The Financialization of the American Economy», in: Socio-Economic Review 3 (2005), S. 173–208, S. 174.
- 11 Lüpold, Festung Schweiz, S. 904.
- 12 Bärtschi, Hans-Peter. «Auf und Ab der Industrie», in: Hochparterre 6/7 (2006), S. 7; Bärtschi, Hans-Peter. Die industrielle Schweiz vom 18. ins 21. Jahrhundert. Aufgebaut und ausverkauft, Baden 2011.
- 13 Eine aussagekräftige Sparte diesbezüglich wäre hier die Bierbrauerei. Nach Jahrzehnten relativer Ruhe wurde der Schweizer Biermarkt in den 1970er- und 1980er-Jahren durch das Brauereierben, die Auflösung des Bierkartells im Jahr 1991, das Eindringen ausländischer Marken und die sinkende Nachfrage im Inland völlig umgekrempelt. Die Folge waren Fusionen mit weltweit agierenden Grosskonzernen. Gleichzeitig zogen Traditionsbetriebe wie Löwenbräu oder Feldschlösschen sich aufs Immobiliengeschäft zurück. Vgl. Kistler, Lukas. «Biermarkt Schweiz. Wer schluckt was und wen?», in: Wochenzeitung Nr. 37 vom 11.9.2008.
- 14 Für das Beispiel der «groupe mutuel» vergleiche Leimgruber, Matthieu. Sozialpolitik als Markt? Ein

- paar geschichtliche Betrachtungen. Vortrag an der schweizerischen Vereinigung für Sozialpolitik, 18.9.2014. www.svsp.ch/assets/255/SVSP_Jahrestagung_2014_Leimgruber_DE.pdf (5.12.2014).
- 15 Schnyder, Gerhard; Widmer, Frédéric. «Swiss Corporate Governance. Institutional Change in the Law and Corporate Practices», in: Trampusch, Christine; Mach, André (Hg.). Switzerland in Europe. Continuity and Change in the Swiss Political Economy, New York 2011, S. 105–123, S. 116; Honegger, Claudia; Neckel, Sighard; Magnin, Chantal (Hg.). Strukturierte Verantwortungslosigkeit. Berichte aus der Bankenwelt, Frankfurt a. M. 2010.
- 16 Ein Stück Papiergeschichte. Jubiläumszeitschrift – 125 Jahre Perlen, Rotkreuz 1998. Zur späteren Entwicklung vergleiche die «Meilensteine» auf der Homepage des Unternehmens: www.perlen.ch/unternehmen (4.12.2014).
- 17 Im Jahr 2000 gelangte eine Reihe bedeutender Immobilienaktiengesellschaften an die SWX Swiss Exchange – heute SIX Swiss Exchange. Zur Entwicklung von Immobilienmärkten in der Schweiz und ihrer Stellung zwischen Real- und Finanzwirtschaft vergleiche Gantenbein, Pascal. «Kredite und Immobilienpreise», in: Basler Zeitung Nr. 53 vom 4.3.2014.
- 18 Gugerli, David; Tanner, Jakob. «Wissen und Technologien», in: Halbeisen, Müller, Veyrassat (Hg.). Wirtschaftsgeschichte der Schweiz, S. 265–318, 282f.
- 19 Gonon, Philipp. «Der Betrieb als Erzieher – eine pädagogische Herausforderung», in: Ders. Arbeit, Beruf und Bildung, Bern 2002, S. 253–268.
- 20 Dass das «Normalarbeitsverhältnis» nie normal war, ist zu Recht betont worden. Als Orientierungsmodell, das den Erwartungshorizont der Nachkriegszeit prägte, war seine Rolle indessen beachtlich. Vgl. Castel, Robert. Die Krise der Arbeit. Neue Unsicherheiten und die Zukunft des Individuums, Hamburg 2011; Kocka, Jürgen. «Thesen zur Geschichte und Zukunft der Arbeit», in: Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ) 21 (2001), S. 8–13, S. 9. Aus soziologischer Sicht für die Schweiz: Jann, Ben. Erwerbsarbeit, Einkommen und Geschlecht. Studien zum Schweizer Arbeitsmarkt, Wiesbaden 2008, S. 15–38 (Erosion der Normalarbeit).
- 21 Zum Kaufmannskapitalismus vergleiche Kocka, Jürgen. Geschichte des Kapitalismus, München 2013, S. 23–76; Fulcher, James. Capitalism. A Very Short Introduction, New York 2004.
- 22 Zur gleichen Kategorie zählt Weber die «Anstalt» und den «Verrein». Weber, Max. Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. Band 1, 5. Auflage, Tübingen 1980, S. 28. Mit dem «bürgerlichen Betriebskapitalismus» als Periodisierungsversuch orientiert sich dieser Beitrag explizit an Welskopp, Thomas. «Das Unternehmen als Körperschaft. Entwicklungslinien der institutionellen Bindung von Kapital und Arbeit im 19. und 20. Jahrhundert», in: Ellerbrock, Karl-Peter; Wischermann, Clemens (Hg.). Die Wirtschaftsgeschichte vor der Herausfor-

- derung durch die New Institutional Economics, Dortmund 2004, S. 192–215.
- 23 Weber, Max. Die protestantische Ethik. Eine Aufsatzsammlung. Band 1, Gütersloh 1991, S. 9–26 (Vorbemerkung), S. 16.
- 24 Smith, Adam. Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen, München 1978 (engl. erstmals 1789), S. 9–22.
- 25 Hobsbawm, Eric J. Die Blütezeit des Kapitals. Eine Kulturgeschichte der Jahre 1848–1875, Frankfurt a. M. 1980.
- 26 Marx, Karl. Das Kapital. Band 1 (Marx-Engels-Werke Band 23), Berlin 1981, S. 533.
- 27 Von der zunehmenden sozialen Bedeutung der Organisationsform des Betriebs legen die Zählungen von Fabrikbetrieben und Fabrikpersonal Zeugnis ab. Vergleiche die Zahlen zu den seit 1882 erfolgten Eidgenössischen Betriebszählungen in der Historischen Statistik der Schweiz online (Industrie und Gewerbe): www.histecon.uzh.ch/hsoo.html (4.12.2014).
- 28 Kocka, Jürgen. «Mehr Lust als Last. Arbeit und Arbeitsgesellschaft in der europäischen Geschichte», in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 2 (2005), S. 185–206; Eckert, Andreas. «Globale Perspektiven auf die Geschichte und Gegenwart von Arbeit – eine Skizze», in: König, Helmut; Schmidt, Julia; Sicking, Manfred (Hg.). Die Zukunft der Arbeit in Europa. Chancen und Risiken neuer Beschäftigungsverhältnisse, Bielefeld 2009, S. 19–32.
- 29 Tanner, Jakob. «Der Kampf gegen die Armut. Erfahrungen und Deutungen aus historischer Sicht», in: Renz, Ursula; Bleisch, Barbara (Hg.). Zu wenig. Dimensionen der Armut, Zürich 2007, S. 80–109; Engel, Alexander. «Spiel», in: Dejung, Christof; Dommann, Monika; Speich Chassé, Daniel (Hg.). Auf der Suche nach der Ökonomie, Tübingen 2014, S. 263–285.
- 30 Jaun, Rudolf. «Es muss von Anfang an während der Arbeitszeit stets gearbeitet werden ohne Unterbruch». Zum Verhältnis von Zeit, Arbeit und Lohn in der Schweizer Industrie, 1890–1960», in: Brändli, Sebastian; Gugerli, David; Jaun, Rudolf; Pfister, Ulrich (Hg.). Schweiz im Wandel. Studien zur neueren Gesellschaftsgeschichte, Basel/Frankfurt a. M. 1990, S. 59–74.
- 31 Welskopp, Das Unternehmen als Körperschaft, S. 202.
- 32 Tanner, Jakob. «Erfahrung, Diskurs und kollektives Handeln. Neue Forschungsparadigmen in der Geschichte der Arbeiterinnen und Arbeiter», in: Traverse 2 (2000), Themenheft «Arbeitergeschichte Update 2000», S. 47–68.
- 33 Türk, Klaus. «Arbeit in der bildenden Kunst. Ikonische Diskursformationen in der Geschichte der Moderne», in: Bröckling, Ulrich; Horn, Eva (Hg.). Anthropologie der Arbeit, Tübingen 2002, S. 35–78.
- 34 Zimmermann, Bénédicte. Arbeitslosigkeit in Deutschland. Zur Entstehung einer sozialen Kategorie, Frankfurt a. M. 2006.

- 35 Lengwiler, Martin. Risikopolitik im Sozialstaat. Die schweizerische Unfallversicherung 1870–1970, Köln 2006.
- 36 Rückert, Joachim. «Das Reden über Arbeit – allgemein und juristisch», in: Ders. Arbeit und Recht seit 1800. Historisch und vergleichend, europäisch und global, Köln 2014, S. 23–57.
- 37 Braun, Rudolf. Industrialisierung und Volksleben. Veränderungen der Lebensformen unter Einwirkung der verlagsindustriellen Heimarbeit in einem ländlichen Industriegebiet (Zürcher Oberland) vor 1800, Erlenbach-Zürich 1960.
- 38 Kott, Sandrine; Droux, Joëlle (Hg.). Globalizing Social Rights. The ILO and Beyond, London 2013; Senti, Martin. Die Schweiz in der ILO, Bern 2000; Wecker, Regina. «Normalarbeitsstag, Gesundheitsschutz und Nachtarbeitsverbot. Zwischen Schutz und Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit», in: Siegenthaler, Hans-Jörg (Hg.). Wissenschaft und Wohlfahrt. Moderne Wissenschaft und ihre Träger in der Formation des schweizerischen Wohlfahrtsstaats in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Zürich 1997, S. 217–238.
- 39 König, Mario. «Vertrag und Gesetz», in: Boillat, Valérie; Degen, Bernard; Joris, Elisabeth; Keller, Stefan; Tanner, Albert; Zimmermann, Rolf (Hg.). Vom Wert der Arbeit. Schweizer Gewerkschaften – Geschichten und Geschichten, Zürich 2006, S. 220–225.
- 40 Tanner, Arbeiterwohlfahrt, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16584.php (4.12.2014).
- 41 Gilomen, Hans-Jörg; Guex, Sébastien; Studer, Brigitte (Hg.). Von der Barmherzigkeit zur Sozialversicherung. Umbrüche und Kontinuität vom Spätmittelalter bis zum 20. Jahrhundert, Zürich 2002; Piguët, Etienne. «Economy versus the People? Swiss Immigration Policy between Economic Demand, Xenophobia and International Constraints», in: Giugni, Marco; Passy, Florence (Hg.). Dialogues on Migration Policy. Oxford 2006, S. 67–89; Bauder, Tibor; Osterwald, Fritz (Hg.). 75 Jahre Eidgenössisches Berufsbildungsgesetz, Bern 2008; Saxer, Daniela. «Persönlichkeiten auf dem Prüfstand. Die Produktion von Arbeitssubjekten in der frühen Berufsberatung», in: Historische Anthropologie 19/3 (2011), S. 354–371.
- 42 Magnin, Chantal. «Der Alleinernährer. Eine Rekonstruktion der Ordnung der Geschlechter im Kontext der sozialpolitischen Diskussion von 1945 bis 1960 in der Schweiz», in: Gilomen, Hans-Jörg; Guex, Sébastien; Studer, Brigitte (Hg.). Von der Barmherzigkeit zur Sozialversicherung. Umbrüche und Kontinuitäten vom Spätmittelalter bis zum 20. Jahrhundert, Zürich 2002, S. 387–400; Levy, René. Der Lebenslauf als Statusbiographie. Die weibliche Normalbiographie in makrosoziologischer Perspektive, Stuttgart 1977.
- 43 Studer, Brigitte. «Soziale Sicherheit für alle? Das Projekt Sozialstaat», in: Dies. (Hg.). Etappen des Bundesstaates. Staats- und Nationenbildung in der Schweiz, 1848–1998, Zürich 1998, S. 159–186. Allgemein zur Geschichte und zum Konzept der «Arbeitsgesellschaft»: Welsch, Thomas. «Der Wandel der Arbeitsgesellschaft als Thema der Kulturwissenschaften – Klassen, Professionen und Eliten», in: Jaeger, Friedrich; Rüsen, Jörn (Hg.). Handbuch der Kulturwissenschaften, Stuttgart 2006, S. 225–246.
- 44 Sarasin, Philipp; Tanner, Jakob. Physiologie und industrielle Gesellschaft – Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1998; Braun, Rudolf. «Der gelehrige Körper als wirtschaftlich-industrieller Wachstumsfaktor», in: Jahrbuch des Wissenschaftskollegs zu Berlin (1990), S. 201–221.
- 45 Burren, Susanne. Die Wissenskultur der Betriebswirtschaftslehre. Aufstieg und Dilemma einer hybriden Disziplin, Bielefeld 2010.
- 46 Schrader, David E. The Corporation as Anomaly, Cambridge 1993.
- 47 Vgl. für diese Diskussionen in der Schweiz: Burren, Wissenskultur der Betriebswirtschaftslehre, S. 97f.; Ulrich, Hans; Trechsel, Fritz (Hg.). Aktuelle Fragen der Unternehmung. Beiträge zur Betriebswirtschaftslehre. Gedenkschrift für Alfred Walther, Bern 1957.
- 48 Whyte, William H. The Organization Man (erstmalig 1956). New Edition. Foreword by Joseph Nocera, Afterword by Jenny Bell Whyte, Philadelphia 2002; Kracauer, Siegfried. Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland, Frankfurt a. M. 1930.
- 49 Becker, Gary S. «Eine Theorie der Allokation der Zeit» (englisch erstmals 1965), in: Ders. Ökonomische Erklärung menschlichen Verhaltens, Tübingen 1993, S. 97–130, S. 101, S. 117.
- 50 Bergmann, Willi; Janssen, Thomas; Klein, Jürgen (Hg.). Autonomie im Arbeiterkampf gegen die Fabrikgesellschaft, Hamburg/München 1978.
- 51 Leimgruber, Matthieu. Solidarity without the State. Business and the Shaping of the Swiss Welfare State, 1890–2000, Cambridge 2008; Degen, Bernard; Farago, Peter; Franzen, Pierre et al. (Hg.). Arbeitsfrieden – Realität eines Mythos. Gewerkschaftspolitik und Kampf um Arbeit – Geschichte, Krise, Perspektiven (Widerspruch-Sonderband), Zürich 1987.
- 52 Vgl. dazu Müller, Felix; Tanner, Jakob. «... im hoffnungsvollen Licht einer besseren Zukunft. Zur Geschichte der Fortschrittsidee in der schweizerischen Arbeiterbewegung», in: Lang, Karl et al. (Hg.). Solidarität, Widerspruch, Bewegung. 100 Jahre Sozialdemokratische Partei der Schweiz, Zürich 1988, S. 325–367.
- 53 Magnin, Chantal. «Der Alleinernährer. Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung im Wirtschaftswachstum der 1950er-Jahre in der Schweiz», in: Aegerter, Veronika; Graf, Nicole; Imboden, Natalie; Rytz, Thea; Stöckli, Rita (Hg.). Geschlecht hat Methode. Ansätze und Perspektiven in der Frauen- und Geschlechtergeschichte, Zürich 1999, S. 183–195.
- 54 «Lug und Trug», in: Der Spiegel Nr. 23 vom 5.6.1978; Ullmann, Hans-Peter; Erb, Dieter. «Die Angst ist einfach gross». Der Fall Firestone. Hintergründe und Auswirkungen der Betriebschliessung auf die betroffenen Arbeiter und ihre Familien, Basel 1979.
- 55 Vergleiche für den Pionier Sandoz Anfang der 1980er-Jahre: Bälint, Anna. Clariant clareant. Die Anfänge eines Spezialitätenchemiekonzerns, Frankfurt a. M. 2011, S. 27–50; Messerli, Paul; Zeller, Christian. «Restructuration industrielle et dynamique régionale. L'exemple de Bâle», in: Revue économique et sociale, Bulletin de la Société d'Etudes Économiques et Sociales 65 (2007), S. 51–65.
- 56 Gross, Peter. «Jobholder-Value und Portfolio-Work. Die Neuerfindung der Arbeit», in: Geiser, Thomas; Schmid, Hans; Walter-Busch, Emil (Hg.). Arbeit in der Schweiz des 20. Jahrhunderts. Wirtschaftliche, rechtliche und soziale Perspektiven, Bern 1998, S. 625–650; Straumann, Tobias. Ökonomie und Diskurs. Globalisierung in der Schweiz während der 1990er Jahre, in: Gilomen, Hans-Jörg; Müller, Margrit et al. (Hg.). Globalisierung – Chancen und Risiken. Die Schweiz in der Weltwirtschaft, 18.–20. Jahrhundert, Zürich 2003, S. 357–375.
- 57 Gugerli, Tanner, Wissen und Technologie, S. 282.
- 58 Vgl. Walter, Achim; Auer, Michael (Hg.). Academic Entrepreneurship. Unternehmertum in der Forschung, Berlin 2009, S. 313f.; Ulich, Eberhard. Arbeitspsychologie. 7., neu überarbeitete und erweiterte Auflage, Berlin 2011, S. 372f.
- 59 Kern, Horst; Schumann, Michael. Industriearbeit und Arbeiterbewusstsein, Frankfurt a. M. 1970; Braverman, Harry. Labor and Monopoly Capital. The Degradation of Work in the Twentieth Century, New York 1974.
- 60 Grotz, Peter. Die Arbeit der Zuspitzung. Über die Organisation einer regierungsfähigen Linken, Berlin 1984.
- 61 Kern, Horst; Schumann, Michael. Das Ende der Arbeitsteilung? Rationalisierung in der industriellen Produktion, München 1985, S. 322.
- 62 Gorz, André. Abschied vom Proletariat. Jenseits des Sozialismus, Frankfurt a. M. 1980; Gorz, André. Wege ins Paradies. Thesen zur Krise, Automation und Zukunft der Arbeit, Berlin 1983.
- 63 Rifkin, Jeremy. The Zero Marginal Cost Society. The Internet of Things, the Collaborative Commons and the Eclipse of Capitalism, New York 2014.
- 64 Diese Szenarien blieben nicht unwidersprochen. Kritikerinnen weisen einerseits darauf hin, dass hinter real existierenden Sharingplattformen (wie Uber oder Airbnb) oft knallhart gewinnorientierte Unternehmen stehen. Andererseits stellen sie die grundsätzliche Frage, wie erstrebenswert es denn überhaupt sei, wenn man bislang private «Dinge» wie die eigene Wohnung, das Auto oder die nachbarschaftliche Hilfe mit einem Tauschwert versehe und in den ökonomischen Kreislauf einspeise. Vgl. Halpern, Sue. «The Creepy New Wave of the Internet», in: The New York Review of Books am 20.11.2014, S. 22–24, S. 24.
- 65 Zu den widersprüchlichen Folgen dieses Umbaus der Arbeitswelt für Lebenslauf und Lebensentwürfe vergleiche Honegger, Claudia; Rychner, Marianne (Hg.). Das Ende der Gemütlichkeit. Strukturelles Unglück und mentales Leid in der Schweiz, Zürich 1998; Bourdieu, Pierre. Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen des alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz 1997; Weil, David. The Fissured Workplace. Why Work Became So Bad for So Many and What Can Be Done to Improve It, Cambridge 2014.
- 66 Lorenzetti, Luigi. «Demographie und Wirtschaftsentwicklung», in: Halbeisen, Müller, Veyrassat (Hg.). Wirtschaftsgeschichte der Schweiz, S. 223–264, S. 239f.; Krone-Germann, Irenka. Part-Time Employment in Switzerland. Relevance, Impact and Challenges, Bern 2011.
- 67 Arvanitis, Spyridon. Modes of Labour Flexibility at Firm Level. Are there any Implications for Performance and Innovation?, in: Evidence for the Swiss Economy, Industrial and Corporate Change, 14/6 (2005), S. 1–24; Nollert, Michael; Pelizzari, Alessandro. «Flexibilisierung des Arbeitsmarktes als Chance oder Risiko? Atypisch Beschäftigte in der Schweiz», in: Szydlak, Marc (Hg.). Flexibilisierung. Folgen für Arbeit und Familie, Berlin 2008, S. 130–148. Zur Entwicklung der Kurzarbeit vergleiche Staatssekretariat für Wirtschaft (SECO). Abgerechnete Kurzarbeit ab 2000, www.seco.admin.ch/themen/00385/04770/04772_4.12.2014.
- 68 Liebig, Brigitte; Morandi, Pietro (Hg.). Freischaffen und Freilassen in der Schweiz. Ein Handbuch für Medien, IT, Kunst/Kultur, Zürich 2010.
- 69 Franck, Egon. «Ist es an der Zeit, die Aktionärsrechte zu stärken?», in: Die Unternehmung 67/1 (2013), S. 201–214.
- 70 Bernet, Brigitta; Gugerli, David. «Sputniks Resonanzen. Der Aufstieg der Humankapitaltheorie im Kalten Krieg – eine Argumentationskizze», in: Historische Anthropologie 19/3 (2011), S. 433–446.
- 71 Wunderer, Rolf; Arx, Sabina von. Personalmanagement als Wertschöpfungs-Center. Integriertes Organisations- und Personalentwicklungskonzept, Wiesbaden 1998, S. 33.
- 72 Lampart, Daniel; Gallusser, David; Kopp, Daniel. Lohndruck und ungerechte Verteilung. Die finanzielle Lage der Arbeitnehmenden in der Schweiz – Analyse und Handlungsmöglichkeiten. Hg. v. Schweizerischen Gewerkschaftsbund, Zürich 2013. www.sgb.ch/uploads/media/Lohndruck_und_ungerechte_Verteilung_Finanzielle_Lage_der_Arbeitnehmenden_SGB_2013.pdf (3.12.2014).
- 73 Scherschel, Karin; Krenn, Manfred; Streckeisen, Peter (Hg.). Neue Prekarität. Die Folgen aktivierender Arbeitsmarktpolitik. Europäische Länder im Vergleich, Frankfurt a. M. 2012.
- 74 Studer, Brigitte; Vallotton, François (Hg.). Sozialgeschichte und Arbeiterbewegung 1848–1998. Histoire sociale et mouvement ouvrier 1848–1998, Zürich 1997, S. 13f. (Einleitung).

- 75 Zum Forschungsstand der Geschichte der Arbeit liegen verschiedene Überblicke vor. Hier wird nur eine Auswahl genannt, die einen ersten Überblick erlaubt. Vergleiche zur Schweiz Studer; Vallotton (Hg.). Sozialgeschichte und Arbeiterbewegung; Geiser, Thomas; Schmid, Hans; Walter-Busch, Emil (Hg.). Arbeit in der Schweiz des 20. Jahrhunderts. Wirtschaftliche, rechtliche und soziale Perspektiven, Bern 1998; Schaad, Nicole; Eisinger, Angelus (Hg.). Arbeitergeschichte: update 2000. Themenheft von Traverse, Zeitschrift für Geschichte 2 (2000). Allgemeinere Entwicklungen referieren: Uhl, Karsten. «Der Faktor Mensch und das Management. Führungsstile und Machtbeziehungen im industriellen Betrieb des 20. Jahrhunderts», in: Neue Politische Literatur 55/2 (2010), S. 233–254; Priemel, Kim Christian. «Heaps of work. The ways of labour history», in: H-Soz-Kult, 23.1.2014, www.hsozkult.de/literaturereview/id/forschungsberichte-1223; Neuheiser, Jörg. «Arbeit zwischen Entgrenzung und Konsum. Die Geschichte der Arbeit im 20. Jahrhundert als Gegenstand aktueller zeithistorischer und sozialwissenschaftlicher Studien», in: Neue Politische Literatur 58 (2013), S. 421–448; Kocka, Jürgen (Hg.). Work in a Modern Society. The German Historical Experience in Comparative Perspective, Oxford 2013; Bänziger, Peter-Paul. Von der Arbeits- zur Konsumgesellschaft? Zur Kritik eines einflussreichen Narrativs der deutschsprachigen Zeitgeschichtsschreibung, erscheint in: Zeithistorische Forschungen 1 (2015).
- 76 Schweizerisches Sozialarchiv (Hg.). Arbeitsalltag und Betriebsleben. Zur Geschichte industrieller Arbeits- und Lebensverhältnisse in der Schweiz, Diesenhofen 1981. Ähnlich auch: Boillat, Valérie; Degen, Bernard; Joris, Elisabeth; Tanner, Albert; Zimmermann, Rolf (Hg.). Vom Wert der Arbeit. Schweizer Gewerkschaften – Geschichte und Geschichten, Zürich 2006. Erste Schritte zu einer vom Betrieb gelösten Geschichte der Arbeit in der Schweiz unternehmen Pfister, Ulrich; Studer, Brigitte; Tanner, Jakob (Hg.). Arbeit im Wandel. Organisation und Herrschaft vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Zürich 1996.
- 77 Wegweisend waren Bock, Gisela; Duden, Barbara. «Arbeitsliebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus», in: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hg.). Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Berlin 1977, S. 118–199; Scott, Joan W. «On Language, Gender, and Working-Class History», in: International Labor and Working-Class History 31 (1987), S. 1–13.
- 78 Speich Chassé, Daniel. «Nation», in: Dommann, Monika; Dejung, Christof; Speich Chassé, Daniel (Hg.). Auf der Suche nach der Ökonomie. Historische Annäherungen, Tübingen 2014, S. 207–234.
- 79 Ahuja, Ravi. «Erkenntnisdruck und Denkbarrieren. Eine kritische Bestandaufnahme der indischen Arbeitergeschichte», in: Randeria, Shalini; Fuchs, Marin; Linkenbach, Antje (Hg.). Konfigurationen der Moderne. Diskurse zu Indien, Baden-Baden 2004, S. 349–368; Espada Lima; Henrique. «Under the Realm of Precariousness. Slavery and the Meaning of Freedom of Labour in the Nineteenth Century», in: Topoi – Revista de História 2 (2006), S. 1–34; Eckert, Andreas. «What is Global Labour History Good For», in: Kocka, Jürgen (Hg.). Work in a Modern Society. The German Historical Experience in Comparative Perspective, Oxford 2010, S. 169–181; Hutton, Will. The State We're in, New York 1994; Gray, John. False Dawn. The Delusions of Global Capitalism, London 1998.
- 80 Vergleiche die Studien von Stanziani, Alessandro. Bondage. Labour and Rights in Eurasia from the Sixteenth to the Early Twentieth Centuries, New York 2014; Ders. Labour, Coercion, and Economic Growth in Eurasia, 17th–20th Centuries, Leiden/Boston 2013; Brown, Carolyn; Linden, Marcel van der. Shifting Boundaries between Free and Unfree Labor. Themenheft von: International Labor and Working Class History 78 (2010).
- 81 Vergleiche zum Beispiel: Coates, David. Models of Capitalism. Growth and Stagnation in the Modern Era, London 2000; Gilpin, Robert. The Challenge of Global Capitalism. The World Economy in the 21st Century, Princeton 2000.